

Ich werde versuchen, mein Gesicht vorüberge-
hend in den Ausschnitt meiner Jacke zu stecken
510 wie ein Gürteltier oder ein Igel. Zum einen ist der
Kopf für die Hälfte des Wärmeverlustes verant-
wortlich, zum anderen hoffe ich so meine Ge-
dankengänge wieder in Ordnung zu bringen. Gut
wäre es, Winterschlaf zu halten wie ein Igel,
515 meinen Herzschlag und meine Atmung so weit
zu verlangsamen, dass ich erst im Frühjahr wie-
der aufwache, abgemagert, aber intakt. Nansen
und Johansen haben es in ihrer Erdhöhle auf
Franz-Josef-Land nicht anders gehalten.

520 Meine Innenwelt ist nur unwesentlich wärmer als
meine Umgebung. Sie ist schwarz statt weiß,
und unter meiner Jacke trage ich eine weitere
Jacke. Wahrscheinlich kommt darunter eine
525 dritte Jacke, und so weiter. Ich mache mich rund
und halte die Angriffsfläche für die Kälte so klein
wie möglich, körperlich wie geistig. Allerdings
kondensiert in dieser Stellung die Feuchtigkeit
meiner Atemluft im Inneren meines Gehäuses.
Das Weiße darf sich nicht mit dem Schwarzen
530 vermischen, darauf muss ich achten. Außerdem
habe ich keine Zeit für Introspektion, ich muss
mich mit der Außenwelt und ihren weißen Tieren
arrangieren. Es sind die Oberflächen, die mich
angehen, unberührte, abweisende Oberflächen.
535 Es gibt Outdoorjacken aus Stoffen, von denen
selbst die widerwärtigsten Flüssigkeiten spurlos
abperlen, ich habe das mit eigenen Augen gese-
hen. Es gibt Tiere, die den antarktischen Winter
barfuß auf dem Eis verbringen, es gibt argentin-
540 sche Rugbyspieler, die nach einem Flugzeugab-
sturz sieben Tage in den Anden überlebt haben.
Das alles ist nicht so schwierig, wie es manchmal
scheint. Ich habe schon im Laufe der Nacht
aufgehört zu zittern. Vor meinen Augen steigt
545 ein Nachbild der fallenden Schneeflocken nach
oben. Schnee-Antimaterie hebt alles Geschehe-
ne auf. Das Auftauchen schwarzer Tiere vor
diesem Hintergrund würde meinen Hasen end-
gültig disqualifizieren, es sei denn, er wäre wie
550 das Schaf des Mathematikers nur auf einer Seite
weiß gewesen. Aber ich muss dieses fragile
Gleichgewicht stören, den Kopf aus meinem
Daunengefieder ziehen und mich wieder an die
Arbeit machen. Gleich, wenn ich soweit bin. In
555 wenigen Minuten.

Hinter mir könnte man im Windschatten des
Felsblocks immer noch Annes nackten Arm und
einen Teil ihres roten T-Shirts erkennen. Aber

das ist eine rein hypothetische Überlegung, denn
560 ich werde mich auf keinen Fall umdrehen. Anne
ist zum Punkt geworden, ich bin eine Linie. Ich
komme voran.

Reader

Erzählerische Texte von Frauen

Teil 2

1. Zoë Jenny: Sugar Rush
2. Juli Zeh: Feindliches Grün
3. Katja Müller-Lange: An einem Strand
4. Judith Herrmann: Sonja
5. Terézia Mora: Der Fall Ophelia
6. Sibylle Lewitscharoff: Pong
7. Katrin Seddig: Von der Anstrengung des Lebens
8. Monique Schwitter: Goldfischgedächtnis
9. Jenny Erpenbeck: Im Halbschatten meines Schädels

Zoë Jenny

Sugar Rush, 2011

Sie warteten auf ihn in ihre Regenjacken gehüllt, die Kapuzen hochgezogen. Er freute sich darauf, den Tag mit den Kindern allein zu verbringen.

Auf dem Weg zur U-Bahn ging er, eine Zigarette rauchend, einen Schritt hinter ihnen. Selwyn erzählte Tara aufgeregt etwas über ein neues Computerspiel. Tara nickte nachgiebig und legte plötzlich wie beschützend die Hand auf den Kopf ihres Bruders – eine Geste, die Mike seltsam berührte. Sie war zwei Jahre älter als Selwyn und immer ganz die große Schwester. In der U-Bahn standen sie so dicht beisammen, dass er seinen Arm um sie legen konnte, während ihre Körper sich gleichzeitig im Rhythmus des Wagens wiegten. Draußen schubste er sie durch das übliche Gedränge von Oxford Circus in die Regent Street. Er behielt sie dabei vorsichtig im Auge, als ob er fürchtete, sie könnten in der Menschenmasse verschwinden und für immer verlorengehen. Ein Gedanke, der ihn mit Panik erfüllte.

Selbst an einem düsteren Tag wie heute wirkte der große Apple Store hell, die unzähligen Bildschirme leuchteten wie kleine Sonnen. Tara und Selwyn rannten auf einen Computer zu und drückten sofort wild auf den Tasten herum. Karin würde überrascht sein, wenn die Kinder ihr am Abend den Computer zeigten. Er hatte ihr nichts über den Vorschuss gesagt, den er für sein neues Theaterstück bekommen hatte. Es war nicht nur ein Geschenk für die Kinder, es war ein Statement, ein Zeichen dafür, dass auch er etwas beisteuern konnte – und kein Parasit war. Schlimm genug, dass Karin das Geld verdiente und alles für ihn bezahlte. Zu Beginn war es zwar ganz angenehm gewesen, sich in ein gemachtes Nest zu setzen, aber Mike fühlte sich zunehmend eingeengt, und die Abhängigkeit störte ihn.

Das junge Personal in Turnschuhen und umgelegten Headphones schwirrte mit einer Leichtigkeit durch das Geschäft, als gehörten sie allesamt einer anderen Spezies an. Eine junge Frau erklärte ihm ausführlich die Funktionen des Computers – die er sogleich alle wieder vergaß, weil er fasziniert das Piercing in ihrer Zunge studierte, das jedes Mal aufblitzte, sobald sie den Mund öffnete – er fragte sich, wie es sich wohl anfühlte, sie zu küssen, bei dem Gedanken, mit

der Zunge das Metall zu berühren, schauderte ihn. Die Verkäuferin lächelte die Kinder an, fragte nach ihren Namen und ihrem Alter. Die beiden zogen stets alle Aufmerksamkeit auf sich; wenn er mit ihnen unterwegs war, übersahen ihn deshalb die Frauen, gerade so, als ob er gar nicht existierte. Auch als er zahlte und den Computer entgegennahm, bedankte sich die Verkäuferin nicht etwa bei ihm, sondern bei den Kindern, winkte ihnen nach und wünschte ihnen viel Spaß mit dem weißen Gerät. Ein letztes Mal sah er das Metall in ihrem Mund aufblitzen.

Draußen regnete es in Strömen. Tara nahm Selwyn an die Hand. »Wie wäre es mit einem Eis?«, fragte Mike. Es war so leicht, die Kinder zufriedenzustellen. Die Eisdiele am Leicester Square war nur einen Katzensprung entfernt. Und ein kleiner Sugar Rush würde ihnen gewiss nicht schaden. Karin musste es ja nicht wissen. Ein Geheimnis zwischen ihm und den Kindern. Das letzte Mal hatten sie in Karins Abwesenheit eine riesige Packung Chips vernascht, während sie im Fernsehen *Tom & Jerry* geschaut hatten. Das krachende Geräusch der knusprigen Chips, während ihre Hände abwechselnd in der Tüte versanken, gab ihm ein Gefühl der Verbundenheit. Karins Besessenheit, den Kindern nur biologisch einwandfreies Essen zu erlauben und jegliches Junkfood zu verbieten, fand er völlig übertrieben. War für sie doch alles irgendwie vergiftet, die Luft, das Wasser, die Nahrung. Für Karin war die Welt eine einzige Giftmülldeponie. Schon mehr als einmal hatte er ihr zu erklären versucht, dass es vielleicht gar nicht so gesund sei, die Welt nur als eine toxische Gefahrenzone wahrzunehmen. Zwecklos. Karin hatte eine Mission, und wenn er auch nur den leisesten Zweifel äußerte, bombardierte sie ihn mit Statistiken, zählte alles auf: die Konservierungsmittel, E-Nummern, Karzinogene, die Krankheiten und Krebsraten, die globale Erderwärmung – denn alles war miteinander verbunden, und sie hatte ja recht, das musste er am Ende immer eingestehen. Nur: Manchmal wollte er das alles gar nicht wissen. Wie neulich am Sonntagmorgen, als sie ihm im Bett erklärte, dass selbst die Kleider nun vergiftet seien. Er blickte aus dem Fenster in den Garten, während Karin ausführte, wie

die Haut tagtäglich die Schadstoffe der mit toxi-
schen Bleichmitteln behandelten Baumwolle
absorbiere. »Du bist tagtäglich in Gift eingeklei-
100 det und merkst es nicht mal!« Eine Amsel saß
auf der Backsteinmauer, die ihren Garten vom
Nachbargrundstück trennte, und hackte eifrig auf
etwas herum, das er aus der Distanz nicht genau
erkennen konnte, aber am ehesten nach einer
105 Schnecke aussah. »Hörst du überhaupt zu?«,
fragte sie. »Ich höre zu«, sagte er. Und drehte
sich zu ihr hin, während er aus dem Augenwinkel
weiterhin den Vogel beobachtete. »Ich habe
dieses Geschäft in Covent Garden entdeckt, das
110 Kleider aus Bambus verkauft«, sagte sie, ihre
Stimme hatte dabei diesen enthusiastischen
Unterton, von dem er ahnte, dass er nichts Gutes
bedeutete. Doch erst als sie aufstand und zu
seinem Kleiderschrank ging, begriff er, auf was
115 sie aus war. Mit einem Satz sprang er aus dem
Bett und stellte sich vor sie hin.

»Bist du verrückt geworden? Du möchtest meine
Hemden wegwerfen? Kommt nicht in Frage.
Nein. Das geht zu weit. Du wirst nicht meine
120 Kleider wegwerfen! Und ich trage keine Sachen
aus Bambus. Niemals!« Augenblicklich kam er
sich lächerlich vor, wie er nackt mit gespreizten
Beinen und vor der Brust verschränkten Armen
vor ihr stand.

125 Karin schüttelte den Kopf und sah ihn an, als sei
er nicht ihr Mann, sondern ein kleines verzoge-
nes Kind. »Warum so stur? Ich wollte dir nur
helfen. Meinetwegen kannst du dich vergiften
lassen.«

130 »Ich vergifte mich nicht«, sagte er laut. Aber sie
hatte sich schon umgedreht und war auf dem
Weg ins Kinderzimmer. Er blickte ihr nach, fast
enttäuscht, wie schnell sie aufgegeben hatte. Sie
verschwendete keine Zeit mehr mit ihm. Sie
135 hatte ihr eigenes Fleisch und Blut zu bewahren.

An diesem Morgen verließ er die Wohnung und
aß sein Frühstück allein in einem Café. Er wollte
das Geschrei nicht hören. Er hörte es trotzdem.
In Gedanken, während er sein Spiegelei verzehr-
140 te, sah er, wie Tara weinend ihren Lieblingspulli
mit der aufgedruckten Mickey Mouse an sich
drückte, sich lauthals dagegen wehrend, dass
ihre Mutter ihn wegzuwerfen gedachte. Ein billi-
ges Polyestergerüst – hergestellt in einer
145 Fabrik in China, von Kinderhand zusammenge-
näht. Ein politisch höchst fragwürdiges, unkor-

rektes Kleidungsstück. Aber Tara in London, die
weder von Kinderarbeit noch von chinesischen
Fabriken oder vergifteten Kleidern etwas wusste,
150 hatte diesen Pulli zu ihrem Lieblingsstück erko-
ren. Mike stellte sich vor, wie sie um ihn kämpf-
te, schreiend an ihm festhielt und daran zerrte
(Mickey Mouse machte dabei eine unansehnliche
Fratze), während Karin versuchte, ihrer achtjäh-
155 rigen Tochter zu erklären, warum dieser Pulli in
den Abfall gehöre. »Wann, wenn nicht jetzt?«,
fragte sie jedes Mal, wenn Mike zu bedenken
gab, dass die Kinder noch zu jung seien, um
politische Zusammenhänge zu verstehen. Viel-
160 leicht hatte sie ja recht – aber zu welchem Preis?
Die Kinder taten ihm leid. Es war schließlich nicht
ihre Schuld, dass die Welt ungerecht und kaputt
war, und manchmal – davon war er überzeugt –
musste man die Augen auch schließen können,
165 um normal zu leben. Aber Karin war schon zu
weit gegangen. Sie war nicht mehr zu stoppen.
An jenem Wochenende schaffte Karin es, sämtli-
che Kleider auszutauschen – selbst die Bettlaken
und Handtücher wechselte sie gegen Produkte
170 aus Bambusfasern aus. Seit sie in den Kleider-
schränken der Kinder gewütet hatte, hielten
diese mehr zu ihm. Komplizenhaft zwinkerten sie
sich zu, wenn Karin am Tisch über einem Bulgur-
salat erklärte, wie gesund der sei und dass sie
175 die Tomaten auf den Farmers' Markets gekauft
habe, weil die Tomaten von dort nicht nur bes-
ser schmeckten, sondern weil es wichtig wäre,
Farmers' Markets zu unterstützen. Tara und
Selwyn kickten sich unter dem Tisch mit den
180 Füßen und gaben sich Zeichen, weil Karin ihnen
wieder die Welt erklärte.

Ihn, den Außenseiter, befriedigte das. Er hatte
diese Befriedigung bitter nötig. Mehr als einmal
hatte er sich vorgestellt, wie Alexander, Karins
Ex-Mann, ihn bei den Kindern schlechtmachte.
185 Karin tat dies als Paranoia ab, aber er wusste
genau, dass er in Alexanders Augen ein »Loser«
war. Der »Künstlertyp«, den Karin auf Londons
Straßen aufgelesen hatte, wie einen Hund, der
sich verlaufen hatte. Ein brotloser Theater-
190 schriftsteller, der seit Jahren auf seinen Durch-
bruch im West End wartete. Jedes Mal versetzte
es ihm einen Stich, wenn Alexander am Wo-
chenende kam, um die Kinder abzuholen, und sie
mit Freudengeschrei auf ihn zurannten. Er warf
195 Tara wie eine Feder in die Luft, und sie fiel
jauchzend in seine Arme zurück. Mike wünschte,
er könnte Tara so in die Arme nehmen und an

sich drücken. »Hi Mike«, rief Alexander ihm zu,
200 als wäre er nur zufällig auch gerade in der Woh-
nung und nicht weiter von Interesse. Es wäre
ihm lieber gewesen, Alexander würde ihn offen
hassen. Das kumpelhafte Getue war schlimmer.
Vor der Premiere seines letzten Stücks in einem
205 Theater in Hackney hatte Alexander ihm sogar
gönnerrhaft auf die Schulter geklopft und ihm viel
Glück gewünscht. Den ganzen Abend hatte er
noch den Druck seiner Hand auf der Schulter
210 gefühlt, er konnte sich nicht auf das Bühnenge-
sehen konzentrieren. Stattdessen phantasierte
er, wie er Alexander bald die Faust ins Gesicht
schlagen würde, mitten in das breite wohlmei-
nende Grinsen. Immer wieder, er konnte die
Zähne fühlen, die wegbrachen, diese weißen
215 strahlenden Zähne, das Gebiss eines Hundes,
dachte er, fletschend und bereit zum tödlichen
Biss. Weg damit! Sollte er doch ersticken an
seinen eigenen Zähnen. Schlag für Schlag, bis er
aufgedunsen und blutverschmiert zu Boden sank.

220 Mit Genugtuung betrat Mike mit den Kindern die
Häagen-Dazs-Eisdiele am Leicester Square.
Nervös sahen sie sich um, gerade so, als erwarteten sie Karin wie einen Geist irgendwo hinter
einem der runden Tischchen hervorkommen, um
225 sie schimpfend hinauszujagen. Erst als die Kell-
nerin drei große Eisbecher an den Tisch brachte,
entspannten sie sich. Tara und Selwyn starrten
auf die Schokoladensauce, die dick und zäh über
die Vanillekugeln floss, als trauten sie ihren
230 Augen nicht.

»Worauf wartet ihr?«, fragte Mike. »Es
schmilzt!« Ihre Köpfe beugten sich über die
zuckrig-kalten Kugeln, und ihre Gesichter ver-
sanken darin. Er bestellte ExtraSchokoladensau-
235 ce, es sollte nicht zu knapp sein. »Wir werden
Mummy nichts verraten«, sagte Tara mit vollem
Mund, »sie darf nichts wissen.« Selwyn nickte
eifrig. »Kein Sterbenswörtchen.« Mike nickte
schweigend, er konnte die Kinder nicht auch
240 noch zum Lügen auffordern. Während das süße
Eis auf seiner Zunge schmolz, plante er schon
den nächsten Ausflug. »Nächste Woche gehen
wir zu McDonald's«, sagte er verheißungsvoll,
und sie sahen ihn an mit diesem offenen, er-
245 staunten Blick. In diesem Moment wusste er,
dass er sie in der Hand hatte und sie ihm folgen
würden, wohin immer er wollte. Eine teuflische
Freude erfasste ihn, wenn er sich vorstellte, wie
er mit den Kindern vor Fett triefende Cheesebur-

250 ger und Pommes frites verschlingen würde. »Die
Fresshölle«, wie Karin die Kette mit dem golde-
nen M nannte. Wenn sie nur sehen könnte, wie
ihre Kinder gierig das Eis verschlangen und die
Finger genüsslich in die Schokoladensauce
255 tauchten! Er würde ihnen alles geben, was Karin
ihnen verbot. Auf dem Heimweg in der Unter-
grundbahn schien es ihm, als drückten sie sich
fester an ihn.

Zu Hause warfen die Kinder ihre Regenjacken zu
260 Boden und rannten sofort mit dem Computer ins
Wohnzimmer. Mike hängt die Jacken in der
Garderobe auf und strich sie glatt. Sie tropften
noch vom Regen, und er vergrub sein Gesicht in
Taras Jacke. Sie roch nach Untergrundbahn und
265 Regenwetter, und irgendwo darunter roch es
nach Kind, nach Unschuld und Vorfreude. Er
atmete tief, klammerte sich am Stoff fest, wäh-
rend die Tränen an seinen Wangen herunterlie-
fen. Er hörte ihre Stimmen aus dem Wohnzim-
270 mer und wie sie den Computer auspackten, das
hastige Zerreißen von Karton und Klebeband. Er
hörte das Wort »Daddy«, und für einen Moment
glaubte er, sie meinten ihn.

Juli Zeh

Feindliches Grün, 2010

Durch technisches Versagen gibt eine Lichtzeichenanlage den Verkehr in alle Richtungen frei. Ein Rechtsbegriff.

5 Wenn ich den Raum betreten oder verlassen wollte, musste Amelie aufstehen. Ich hatte ihr den Besuchertisch zwischen Aktenregal und Schreibtisch an die Wand gerückt, das war ihr Arbeitsplatz. Mit hängenden Armen und gesenktem Blick hatte sie sich geweigert, die Strafrechtsakten zu Hause zu bearbeiten.

Amelie saß krumm an dem niedrigen Tisch, Gesicht zur Wand. Ihre langen Fingernägel kratzten über Kinn und Wangen, das regelmäßige Geräusch maß die Sekunden. Kaum war sie 15 meine Referendarin geworden, bekam sie Ausschlag in den Mundwinkeln. Ab und zu sagte ich ihren Namen. Dann quietschten Stuhlbeine über das Linoleum, sie trat neben mich und beugte sich über die aufgeschlagene Akte. Während ich 20 ihr den Fall erklärte, betrachtete ich das Ekzem. Rund um den Mund glänzten Spuren einer Hautcreme. Als ich sie danach fragte, behauptete sie, das komme vom Stress. Bis zum Examen blieb Amelie mehr als ein Jahr. Sie war weder schön 25 noch intelligent. Ich kam nicht darauf, was an ihrem Leben stressig sein sollte.

Der Beschuldigte hieß mit Nachnamen Rollenspiel, und schon das erschien mir wie eine Lüge. Um ein Uhr fünfunddreißig in der Nacht war sein 30 Mercedes auf leerer Kreuzung mit einem Fiat Panda zusammengestoßen. Der Polizeibericht ergab, dass keines der beiden Fahrzeuge gebremst hatte. Nach drei Monaten kam der Fahrer des Fiats wieder zu Bewusstsein und behauptete 35 genau wie Rollenspiel, bei Grün über die Ampel gefahren zu sein.

„Feindliches Grün“, sagte ich zu Amelie. „Kommt öfter vor als man denkt. Jedenfalls in den Köpfen der Angeklagten.“ Sie verstand den Witz nicht 40 und ging zurück an ihren Platz. Ich wischte ein paar Hautschuppen von der Anklageschrift.

Zum ersten Mal war ich Amelie zwischen vierter und fünfter Etage begegnet, auf dem Treppensabsatz, der als Raucherecke dient. Die neue 45 Referendarsgruppe hatte um elf Uhr Pause, Kaffeetassen bedeckten die Stehtische und lie-

Ben keinen Platz, um die Ellenbogen aufzustützen. Hochgewachsene, naturblonde Mädchen in sauberen Jeans und Blusen, unter denen die 50 Form der Brüste nicht zu erkennen war, erzählten einander, welche Punktzahlen sie im Ersten Staatsexamen erreicht hatten. Jungen mit streichholzkurzen, wachsglänzenden Haaren standen herum und zogen die Reißverschlüsse 55 ihrer Sportpullover auf und zu. Ich legte die Robe ab und hängte sie über den Arm.

Amelie fiel auf zwischen den anderen, sie wirkte verirrt. Ihr Haar war nicht blond, sondern weiß und strohig vom Bleichen, und sie trug eine Hose 60 aus grünem, synthetisch schillerndem Material. Die Luft um ihre Beine schien elektrostatisch zu zittern. Sie sah aus, als hätte sie etwas Entscheidendes nicht verstanden. In ihrer Kindheit musste sie mit goldhaarigen Puppen gespielt und sich 65 vorgestellt haben, später einmal selbst eine zu werden. Dass es nicht geklappt hatte, war ihr offensichtlich nicht klar.

Aus einer Tüte holte sie ein rundum mit Nutella beschmiertes Brötchen, hielt es mit spitzen 70 Fingern und biss hinein. Alle anderen rauchten und sahen zu. Es krachte, große Krümel fielen auf den Boden oder klebten sich an ihr Kinn. Was sie da esse, fragte jemand. Sie esse, erklärte Amelie, was sie sich leisten könne. Dabei 75 schwenkte sie affektiert eine

klebrige Hand in der Luft. Ob schon aufgefallen sei, dass das Mittagsmenü in der Kantine drei Euro fünfzig koste? Die Referendare murmelten Beifall. Stimmt doch, sagte Amelie zu mir, während ich mich an ihr vorbeineigte, um den 80 Aschenbecher in der Ecke zu erreichen. Ich hatte kein Wort gesprochen und ständig zur Seite geschaut.

Seitdem traf ich die Referendare täglich beim Rauchen und verschenkte jedes Mal eine halbe 85 Packung Zigaretten, ohne am Gespräch teilzunehmen. Als Amelie mir nach Ende des Einführungskurses zur Ausbildung zugewiesen wurde, glaubte ich nicht an einen Zufall. Es bestand die 90 Möglichkeit, den Namen eines Wunsch-Richters in die Liste einzutragen.

Richtern geht es wie Amerikanern in einem

Moskauer Bordell. Das wusste ich schon im ersten Studiensemester, während ich mit leerer
95 Laptop Tasche in der Bibliothek spazieren ging, ohne ein Buch aus den Regalen zu nehmen. In den Vorlesungen saß ich in der letzten Reihe des Hörsaals und überblickte die Plantagen aus kürzeren und langen, dunklen und hellen Pferdeschwänzen, durch die es raschelnd wie ein
100 Windstoß fuhr, wenn der Professor uns aufforderte, einen Paragraphen nachzuschlagen. Laut Statistik würde nur jedes zweite dieser Mädchen das Erste Examen bestehen, die meisten mit
105 schlechter Note. Wenig später würden sie als Referendarinnen bei Gericht auftauchen und sich einen noch unverheirateten Richter suchen, der ihnen den Alptraum des Zweiten Examins ersparte. Während ich mit der Frage beschäftigt
110 war, wie ich selbst die beiden Examina überleben sollte, vergaß ich die statistischen Berechnungen. Sie fielen mir wieder ein, als Amelie meine Referendarin wurde. Den feingliedrigen, gepflegten, halb durchsichtigen Jurastudentinnen
115 aus meiner Erinnerung glich sie nicht im Mindesten, sie war ein unaufhörlich scheiternder Versuch. Aber ich wusste, dass sie Geldsorgen hatte und es mir leicht machen würde, und der Ausschlag in ihren Mundwinkeln rührte mich.

120 Dann erfuhr ich, dass Richter Greifzacker sie vögelte. Man teilte es mir in der Geschäftsstelle mit, nachdem Türen und Fenster geschlossen und ein paar einleitende Worte gesprochen waren. Eigentlich sei es nicht meine Sache und
125 schließlich auch nicht direkt verboten. Aber besser, ich erführe es auf diesem Weg. Vielleicht könnte ich bei passender Gelegenheit? Über die Frage, ob Amelie mir gehörte, hatte ich nicht nachgedacht, weil ich sie für einen Typ Frau
130 hielt, der einem nicht weggenommen wird. Ich hatte geglaubt, sie sei dankbar und treu wie ein zugelaufener Hund. Da war es mal wieder: Feindliches Grün. Die Damen in der Geschäftsstelle deuteten meinen Gesichtsausdruck falsch und drückten mir den Arm. „So etwas kommt
135 öfter vor als man denkt“, sagte die Urkundsbeamtin. Ich ließ mir Greifzackers Telefonnummer aufschreiben und warf den Zettel in den Papierkorb neben dem Kaffeeautomaten.

140 Das nächsthöhere Gericht lag ein paar Straßenzüge entfernt Richtung Innenstadt. Richter Greifzacker war ein schwarzrobiges Flügelschlagen auf den dortigen Korridoren. Nie hatte ich ihn

länger als ein paar Momente gesehen, aber ich
145 kannte die Legenden. Er sei eine männliche Schönheit, hieß es. Sein Lächeln erwecke selbst bei Anwälten den Glauben an die Gerechtigkeit. Niemand bewirke mehr Geständnisse als er. Sein lächerlicher Name wurde respektvoll wie der
150 eines Kunstwerks gesprochen, man sagte „Greifzacker“ wie „Guernica“.

Um mir das Wunderwerk anzusehen, setzte ich mich als Zuschauer in die letzte Bank seines Referendarsunterrichts. Er hatte Kamelaugen.
155 Seit mir für die feuchten, langbewimperten und weit auseinanderliegenden Augen Richter Greifzackers kein anderes Wort eingefallen ist, stelle ich mir Kamele mit hellblauen Augen vor. Ansonsten sah er aus wie ein Dressman, groß gewachsen, die dunklen Haare im Nacken sauber
160 rasiert. Er redete schnell und machte Pausen an seltsamen Stellen im Satz, im typischen Rhythmus des Diktiergerätmonologs. Wenn er begann, das Kreidestück dicht vor seiner Gürtelschnalle in der halboffenen Faust zu schütteln, ging eine
165 Bewegung durch die Gruppe. Dann unterbrach er sich mitten im Satz: „Was gucken Sie so? Hab ich was Falsches gesagt?“ Niemand hörte ihm zu, alle schauten ihn an. Amelie saß ganz vorn und hatte mein Eintreten nicht bemerkt.
170

Von den Fenstern des Unterrichtsraums ließ sich die halbe Stadt überblicken. Flugzeuge zogen rote Linien über den Abendhimmel, die Drahtrollen auf dem Dach der Strafvollzugsanstalt glitzerten in der Sonne. Ich verließ den Saal und schloss die Tür lautlos hinter mir. Richter Greifzacker war unerreichbar wie ein Luftballon, der sich den Händen eines Kindes entrissen hat, hoch über den Baumkronen des Parks schaukelt
175 und unsichtbar wird, wenn seine Bahn die weißglühende Sonne kreuzt. Dass er ein Mädchen wie Amelie vögelte, schien mir wider die Natur.

Sein Büro war nicht verschlossen, drei Mal so groß wie meins und wahrscheinlich das einzige Richterzimmer im Gebäude, das über eine Art
185 Einrichtung verfügte. Ich setzte mich auf die Couch, deren Leder bei jeder Bewegung quietschte, atmete durch und betrachtete die beiden gigantischen Gemälde an der gegenüberliegenden Wand. Sie waren quadratisch, ungerahmt, in Rot- und Brauntönen wie mit Blut
190 gemalt, das an den dicker aufgetragenen Stellen heller leuchtete, als wäre es noch nicht trocken. Obwohl nichts Gegenständliches zu erkennen

195 war, musste ich an die Photos in den Mordakten
der Staatsanwaltschaft denken. Mir gefielen die
Bilder. Ich trat dicht vor das rechte, berührte
eine der dicken Farbstellen mit der Fingerspitze
und roch daran. Mein Blick fiel auf die Signatur.
200 Ich musste drei Mal hinsehen, bevor ich den
eigenen Augen traute. Möglicherweise war er
pervers. Das würde einiges erklären.

Amelie saß auf meinem Stuhl, kratzte am Aus-
schlag und las ernst in einer Frauenzeitschrift, als
205 handelte es sich um einen Dostojewski-
Roman. „Amelie“, fragte ich, „wie finden Sie
eigentlich Richter Greifzacker?“ „Toll!“, sagte sie
mit Nachdruck.

Auf eine idiotische Frage durfte ich keine intelli-
210 gente Antwort erwarten. Ich wusste nicht ein-
mal, ob sie errötete oder ob die Neurodermitis
ihre Wangen zum Glühen brachte. Ihr weißes
Haar glänzte grünlich im Neonlicht und fiel ra-
schelnd wie eine Handvoll Heu über die aufge-
215 schlagene Zeitung, als ich ihren Oberkörper mit
beiden Händen auf die Tischplatte drückte, den
Stuhl zur Seite trat und ihr die Hose über die
Hüften zwängte. Ich sah zu, wie ihre Finger auf
der glatten Schreibtischaufgabe Halt suchten, und
220 stellte mir vor, dass die Feuchtigkeit zwischen
ihren Beinen zu großen Teilen aus Richter Greif-
zackers Sperma bestand. Zum ersten Mal fand
ich Amelie schön.

Als ich einige Tage später einen dunklen Fleck
225 oberhalb ihrer rechten Hüfte entdeckte,
tauchte ein merkwürdiges Bild in meiner Vor-
stellung auf. Vielleicht schlug er sie. Ich sah den
kameläugigen, sanften, nach gar nichts riechen-
den Richter, ausgestattet mit einem durchsichti-
230 gen Bürolineal, hoch aufgerichtet über der elekt-
rostatisch knisternden Amelie stehen. Sein Arm
bewegte sich mechanisch rauf und runter, im
gleichen Takt drehte Amelie den Kopf, und die
lautlose Szene wiederholte sich in einer Endlos-
235 schleife wie der Werbefilm irgendeines Pornost-
reifens.

Der Fleck stellte sich als Schatten heraus, aber
die Endlosschleife lief weiter. Ich war so beses-
sen, dass Amelie, die ohne Boden unter den
240 Füßen Stoß für Stoß über die Tischplatte rutsch-
te, mir etwas Unanständiges zurief. Normaler-
weise hätte ich, erschreckt von der Lächerlich-
keit des Ausrufs, sofort von ihr abgelassen und
meine Kleider geordnet. Jetzt aber bildete ich

245 mir ein, sie könnte zu ihm dasselbe sagen, wenn
er sie schlug. Wimmernd brach ich über ihr
zusammen.

Von da an suchte ich seine Nähe. Ich brauchte
ihn in allen Einzelheiten, vor allem die Abläufe
250 seiner Bewegungen. Ich musste ihn studieren.
Die Gelegenheiten waren rar. Als die Staatsan-
waltschaft den Beschuldigten Rollenspiel wegen
schwerer Körperverletzung anklagte und der Fall
ans Landgericht abgegeben wurde, hatte ich
255 einen Vorwand, um Greifzackers Verhandlung zu
besuchen. Amelie konnte ich nicht verbieten,
mich zu begleiten.

Wie Narren saßen wir nebeneinander in den
Zuschauerbänken. Von draußen waren die lang-
260 samen, unregelmäßigen Schritte des anderen
Fahrers zu hören, der mit Krücken im Flur auf
und ab ging und jedes Mal kurz stehenblieb,
wenn er an der Tür des Gerichtssaals vorbeikam.
Ich stützte den Kopf in die Hand, damit Amelie
265 nicht sehen konnte, dass meine Augen unver-
wandt auf den Vorsitzenden der Großen Straf-
kammer gerichtet waren. Ich registrierte alles,
seine Art, den Arm gen Himmel zu recken, wenn
er die weiten Ärmel der Robe zurückschob, wie
270 er beim Reden im Gesetz blätterte, ohne einmal
hineinzusehen, und wie sein Zeigefinger sich
nach hinten bog, wenn er ihn aufs Richterpult
stieß, als hätte er keine Gelenke.

Rollenspiel saß dumpf neben seinem Verteidiger
275 und wirkte nicht, als könnte er der Verhandlung
folgen. Die Haut seines Gesichts war glatt ge-
spannt von den Fettpolstern und am Haaransatz
rot verfärbt. Der kindliche Ausdruck passte nicht
zu seinen borstigen Haaren und den massigen
280 Schultern. Ab und zu hob er den Kopf und
schaute Greifzacker nachdenklich an, als über-
legte er, ob man ihn essen könnte.

„Die Verhandlung sollte gestoppt werden“, flüs-
285 terte Amelie mir zu. Ärgerlich bedeutete ich ihr
zu schweigen. Sie musste langsam wissen, dass
man Verhandlungen, nicht „stoppte“, sondern
„aussetzte“ oder „unterbrach“, und das niemals
ohne Grund. Außerdem wollte ich meine Ruhe.

Die Verteidigung beharrte darauf, dass die Am-
290 pel Grün gezeigt hatte. Es war Sache der Staats-
anwaltschaft, Rollenspiels Schuld zu beweisen.
Was Greifzacker von sich gab, entsprach nicht
der höheren Kunst. Ein Wunder, dass er das
Examen geschafft hatte. Wir alle hatten jahre-

295 lang gelitten, gekämpft und geflucht, die Freun-
din verloren, an die wir längst glaubten, und
waren schließlich ins Leben entlassen worden:
einsam, gehirngewaschen, von uns selbst über-
zeugt – Juristen. Ich war nicht sicher, ob Richter
300 Greifzacker dasselbe durchgemacht hatte.

Nach einstündiger Vernehmung entlarvte er
endlich den Zeugen der Verteidigung.

Während er sich Notizen machte und ich mir
vorstellte, wo der Stift in seinen Händen sich
305 überall befunden haben mochte, fragte er bei-
läufig, wodurch der Mann auf den Unfall auf-
merksam geworden sei. Er habe sich umgedreht,
als es knallte, antwortete der Zeuge. Richter
Greifzacker schlug die Augen auf wie ein Mäd-
310 chen. „Wie können Sie denn den Unfallhergang
beobachtet haben, wenn sie erst durch den Knall
darauf aufmerksam wurden?“, fragte er.

Der Zeuge erhob sich und nahm wieder Platz,
nachdem er Greifzackers Blick begegnet war.

315 Der Staatsanwalt drohte mit Strafverfolgung
wegen Falschaussage, der Verteidiger blätterte
hektisch in seinen Unterlagen. Niemand achtete
auf Rollenspiel, der aussah, als wäre er fast
eingeschlafen. Plötzlich stand er auf, kletterte
320 schwerfällig über die Anklagebank, einer, der die
direkte Verbindung zwischen zwei Punkten
wählt, und ging wie an Schnüren gezogen auf
das Richterpult zu. Er packte Greifzacker an den
Schultern und schob seinen großen Kopf vor
325 dessen Gesicht.

„Wir plädieren auf feindliches Grün!“, rief er, und
wieder: „Feindliches Grün, feindliches Grün.“ Als
Amelie aufsprang, erwischte ich sie am Handge-
lenk. Sie zerrte daran wie ein Kettenhund. Rol-
330 lenspiel brüllte, bis seine Stimme rau wurde und
kippte. Endlich betrat jemand vom Sicherheits-
dienst den Saal und fasste Rollenspiel am Arm.
Sofort fiel dieser in sich zusammen und ließ sich
auf seinen Platz zurückbringen wie ein Ochse,
335 der versehentlich auf die falsche Seite des Gat-
ters geraten ist.

Richter Greifzackers Stuhl war leer. Auf dem
Tisch glänzten ein paar Schweißtropfen, die von
Rollenspiels Kinn gefallen waren. Der stellvertre-
340 tende Vorsitzende ordnete eine Unterbrechung
der Verhandlung an, und ich brachte Amelie auf
den Flur. Vor der Tür des Gerichtssaals richtete
sie ihre flachen, schreckgeweiteten Augen auf
mich. Der Ausschlag rings um den Mund war

345 schon wieder größer geworden und ließ sie
aussehen wie ein Kind, dass sich das Gesicht mit
Marmelade beschmiert hat. „Gibt es denn keine
Sicherheitsvorkehrungen?“ Sie heulte beinahe.
Ich stützte mich auf die Fensterbank, legte das
350 Kinn in die Hand und erzählte davon, wie einst in
Bamberg ein Familienrichter während der Ver-
handlung erschossen wurde. Seitdem steht dort
ein Wachmann mit Maschinengewehr auf dem
Flur. „Sehen Sie, Amelie“, sagte ich, „so funk-
355 tiert die Welt. Die Dinge ändern sich erst, wenn
etwas geschehen ist.“ Ihr Entsetzen tat mir gut.
Ich fragte mich, ob sie ohne mein Eingreifen
Rollenspiel angefallen hätte, und beschloss, sie
am Abend in eines ihrer geliebten, kitschigen
360 Edelrestaurants zu führen. Sie würde eine gold-
farbene Bluse anziehen, die wie Plastik knisterte
und sich mit der Haarfarbe nicht vertrug. Der
Ausschlag stand ihr gut. Aus zwei Metern Entfer-
nung konnte man glauben, es habe sie jemand
365 über den Mund geschlagen.

Nach dem Ereignis gab es Grund, ihn zum Mit-
tagessen zu bitten. Er gestand, dass Rollenspiel
ihn wirklich erschreckt hatte. „Ich bin Strafrichter
geworden“, sagte er, „weil ich Gewalt verab-
370 scheue.“ Ich hätte am liebsten laut gelacht und
lobte stattdessen seine Zeugenvernehmung.
„Lieber Kollege“, rief er, „das war ganz leicht!
Feindliches Grün ist so gut wie immer eine Fikti-
on.“

375 Er redete gern, das gab mir Gelegenheit, ihn
ruhig zu betrachten. Aus den gemeinsamen
Essen wurde eine Gewohnheit, auf die ich mich
täglich freute. Als er am verhandlungsfreien Tag
in Jeans und Hemd erschien, zündete ich eine
380 Zigarette an, obwohl die alte noch brannte. Nur
einmal kam das Gespräch auf Amelie. Ob mir
aufgefallen sei, dass von meiner Referendarin
eine merkwürdige Anziehungskraft ausge-
he? „Beim besten Willen“, sagte ich. „Diese
385 Blusen. Diese Haare.“ „Nicht oberflächlich“,
sagte er. „Etwas Unerklärliches. Vielleicht anima-
lisch.“ Seine Kamelaugen sahen entzündet aus.
Wenn er nach seinen Kontaktlinsen fingerte, griff
ich nach meiner Brille. Ich gab vor zu überlegen
390 und schüttelte den Kopf.

„Hast du ihre Geldbörsen bemerkt“, fragte er.
„Fast täglich eine andere. Geschupptes Kunstle-
der in unerträglichen Farben.“ Ich rührte endlos
in meinem Cappuccino und lächelte wissend.

395 Seine Obsession setzte ihm zu, aber gesund, wie er war, würde er eine Weile durchhalten. Einer von uns würde sie heiraten müssen. Mir war gleichgültig, wer diesen Part übernahm, und wir hatten keine Eile.

400 Bald kannte ich jede seiner Gesten, die Bewegungen seiner Hände und die Form seines Mundes auswendig und konnte sie abrufen wie aus einem Bilderarchiv. Ich ließ ihn mit Lineal, Stiften, Messer, Gabel und Gesetzbuch operieren,

405 kleidete ihn in Robe oder Jeans, verschob ihn und Amelie von der Cafeteria aufs Richterpult, auf die Ledercouch in seinem Büro und ans Fenster des Unterrichtsraums. Nachmittags gab ich ihr frei, damit sie Gelegenheit hatte, ihn

410 aufzusuchen. Wenn sie kurz vor Dienstschluss zu mir zurückkam und von ihrem Tag in der Bibliothek zu plappern begann, schnitt ich ihr das Wort ab und zog sie aus.

Ihrer bevorstehenden Zuweisung an eine Zivilkammer sah ich gelassen entgegen. Das Zivilgericht befand sich im gleichen Gebäude, und ich hielt die Lage für gut balanciert. An einem ihrer letzten Arbeitstage lud sie mich zu sich nach

415 Hause ein und behauptete, für mich kochen zu wollen. Sogleich stellte ich mir die armseligen paar Quadratmeter einer Studentenbude vor, sah Amelie in ihren schillernden Klamotten hin- und hergehen, den Ofen mit Kohle und den Herd mit einer roten Propangasflasche betreiben. Ich sah

420 verwaschene Küchentücher, in deren Ecken kleine Löcher geschnitten waren, damit sie an den Nagel neben der Spüle gehängt werden konnten. Vielleicht war Richter Greifzacker längst dort gewesen.

430 Der Türöffner summte, ohne dass sich jemand an der Sprechanlage gemeldet hätte. Ich betrat das Haus durch ein zweiflügliges, sorgfältig restauriertes Tor, durch das man früher mit Pferdewagen gefahren war. Die Tür ihrer Wohnung

435 im zweiten Stock war angelehnt, ich ging leise hinein. Das Licht der Erkenntnis traf mich aus unzähligen Halogenstrahlern, die in einem System aus Drähten verteilt hingen wie Wassertropfen in einem Spinnennetz. Ich stand eine Weile

440 still, die Klinke noch in der Hand, dachte an Nutellabrötchen, grüne Synthetikhosen und kitschige Nobelrestaurants, erinnerte mich mit Verwunderung an meinen albernen Stolz, wenn der Kellner mich dort mit Handschlag begrüßte.

445 Das Blut schoss mir ins Gesicht, ich ließ die

Türklinke los und legte beide Hände über die Wangen. Es roch nicht nach Essen. Amelie wollte mir etwas zeigen, und ich hatte es bereits verstanden. Ich konnte gehen. Sie rief nach mir.

450 Auf der Suche nach ihr öffnete ich ein paar Türen, die im alten Zustand erhalten waren, dunkles Holz mit Einsätzen aus weißem und grauem Bleiglas. Das Wohnzimmer war groß wie ein Ballsaal und bestand nur aus spiegelndem Parkett, einer teuren Musikanlage und einem Sofa.

455 Das Bett im Schlafzimmer stand erhöht durch ein Podest, daneben eine

ausladende Pflanze. Juristische Bücher, das ordinäre Knallrot von Gesetzessammlungen oder zerfledderte Akten mit heraushängenden Seiten sah ich nirgendwo. Sie ließ mich auf dem Klodeckel Platz nehmen, trank ein paar lange Züge aus der aufgeschnittenen Ecke einer Milchtüte und schüttete den Rest ins Badewasser. Ich hielt ein

460 Honigglas und einen Löffel, von dem ich die bernsteinfarbene Masse in langen Fäden ins Wasser laufen ließ. Am Grund bildete sich eine leuchtende, hellgelbe Pfütze. Lichtreflexe liefen in kleinen Wellen über die graue Kachelwand. Ich

470 wusste nicht, wie ich sitzen sollte, die Beine übereinandergeschlagen oder von mir gestreckt. Wenn ich mich zurücklehnte, betätigten meine Schultern die Klospülung. Amelie warf den Bademantel ab, versenkte ihren albinobleichen

475 Körper in der Wanne, rekelte sich und seufzte wie eine drittklassige Fernsehschauspielerin. Die indirekte Beleuchtung milderte den grünlichen Schimmer ihrer Haare.

Ich war aus dem Gleichgewicht geraten, wollte

480 fliehen, hätte längst weg sein sollen und konnte nicht gehen. Mich plagte das absurde Gefühl, von Amelie noch etwas erfahren zu müssen. Sie hatte den Vertrag gebrochen. Oder vielleicht war der Vertrag, an den ich glaubte, nie zustande

485 gekommen. Immerhin waren wir Juristen.

„Wem gehört diese Wohnung?“ Ihre Augen gingen auf, automatisch wie die einer Puppe. „Mir“, sagte sie. „Ich denke nicht, dass man vom Referendarsgehalt hier die Miete bezahlen kann.“ „Der Eigentümer einer Sache“, sagte sie,

490 „zahlt für die Ausübung des Besitzrechts kein Entgelt.“ Ich hatte Lust, ihr den Fuß auf die Stirn zu stellen und den Kopf unter Wasser zu drücken, ich spürte schon, wie mir das Wasser

495 dabei in die Schuhe laufen würde. Ich sagte

nichts und stoppte den Atem, wie ich es in der Verhandlung tat, wenn ich einen Zeugen zwingen wollte, sich zu konzentrieren. „Djaffa hat sie mir geschenkt“, sagte sie. „Wer ist Djaffa?“ „Ein
500 Geschäftsmann aus dem Irak.“ „Wirst du ihn heiraten?“ „Nein“, sagte sie, „Djaffa hat schon zwei Frauen.“ Ich glaubte ihr, weil sie zum Lügen mehr Zeit gebraucht hätte. „Hattest du nie Sehnsucht nach Liebe?“ Woher diese Frage kam,
505 wusste ich nicht. Ich hatte sie nicht stellen wollen, sie hatte nie in meinem Kopf existiert. „Ach!“ Ein paar Wasserspritzer trafen mich, als Amelie den Arm hochwarf. Ein Tropfen blieb auf meinem linken Brillenglas sitzen und vergrößerte das Rillenmuster meiner eigenen Haut, als ich ihn mit der Fingerkuppe wegwischte. Die
510 Brille beschlug, ich nahm sie ab. „Den Männern werde ich erst vertrauen, wenn ich alt und hässlich bin. Vorher weiß ich nicht, ob einer mich wirklich liebt.“ Ich schaute sie an und dachte, dass sie jung und hässlich und ohnehin auf die wirkliche Liebe eines Mannes angewiesen sei. Dann fiel mir auf, dass ich sie nicht liebte und trotzdem in ihrem Badezimmer saß. Sie hatte
520 Recht, auf eine unerträgliche, allen Gesetzen der Logik widersprechende Art, und lag dabei ausgestreckt in einer runden Badewanne, eine helle Gestalt, verschwommen im Nebel meiner Kurzsichtigkeit, vom Duft nach Milch
525 und Honig umgeben. Ihre Worte holten mich ein, als ich schon fast an der Wohnungstür war. „Was wirkliche Liebe ist“, schrie sie, „wirst du noch sehen. Ihr werdet es alle noch sehen.“ Die Kachelwände des Badezimmers verliehen ihrer
530 Stimme Hall wie das Innere einer Kathedrale.

Einige Wochen später, während ich mit leerem Kopf auf meine Bürotür starrte, ging die Tür plötzlich auf und knallte mit Schwung gegen das Aktenregal, neben dem Amelie immer gesessen
535 hatte. Richter Greifzacker kam mit drei Schritten herein und fand sein Gleichgewicht in der Mitte des Zimmers. In der rechten Hand trug er eine Walther PPK und hob sie vor mir in die Luft. Ich beobachtete, wie die Blätter der Topfpflanze auf
540 dem Regal von der Erschütterung zitterten. Greifzackers Gesicht glänzte, die Haare klebten ihm an der Stirn und ließen ihn einem berühmten Filmstar ähneln, dessen Name mir nicht einfiel. Er trug keine Jacke, und die Schweißflecken auf
545 seinem Hemd reichten bis zum Hosenbund. Wahrscheinlich war er vom Landgericht her-

übergerannt, auf seinen langen Beinen alle Fahrräder überholend. Ohne eine plausible Erklärung hatte ich mich seit dem Abend in Amelies Wohnung nicht mehr gemeldet und war ihm auf den
550 Fluren ausgewichen. Als die Topfpflanze zur Ruhe gekommen war, sprang ich auf.

„Ich wollte es Ihnen längst selbst erzählen, aber ich wusste nicht, wie.“ Im Schreck vergaß ich ihn
555 zu duzen. „Ich schlage vor, wir beruhigen uns und sprechen darüber.“ „Lass die Witze“, sagte Richter Greifzacker, „das ist nicht der rechte Moment.“ Er wischte sich mit der Hand, welche die Pistole hielt, über das Gesicht, so dass ihm
560 der Lauf der Waffe durch die Haare fuhr. „Deine Referendarin hat auf mich geschossen.“ Er legte die Walther auf den Schreibtisch, schwacher Schwarzpulvergeruch stieg mir in die Nase. Ich versuchte zu sagen, dass Amelie nicht mehr
565 meine Referendarin war, aber er ließ mich nicht ausreden.

„Sie hat sich in meinem Büro hinter der Tür versteckt. Als ich neben dem Schreibtisch stand, schoss sie ein Loch in eines der Bilder und eines
570 in den Garderobenschrank. Die Lampe neben mir auf dem Tisch erwischte sie aus einer Entfernung von drei Metern.“ „Wo ist sie jetzt“, fragte ich.

„Immer noch dort. Sie gab mir die Waffe, und ich sperrte sie ein.“ „Hat niemand den Sicherheitsdienst gerufen?“ „Irgendjemand“, sagte er, „wird die Schüsse gehört haben.“

Amelie saß auf Richter Greifzackers Stuhl und schaute gelassen auf, als wir eintraten. Ihr Ausschlag war in den letzten Wochen zurückgegangen und hatte helle Flecken auf Wangen und
580 Kinn hinterlassen. Splitter der zerschossenen Lampe lagen über der Tischplatte verteilt, sie hatte einige davon beiseite gefegt, um die Hände ablegen zu können. Das Einschussloch im rechten der beiden Bilder sah aus wie blutverkrustet.
585 Hinter uns drängten die Mädchen aus der Geschäftsstelle und drei Sicherheitsbeamte in den Raum.

Greifzacker trat neben sie, bückte sich und legte
590 ihr umständlich einen Arm über die Schultern. Auf einmal wusste ich, dass er sie nie zuvor angerührt hatte. Es spielte längst keine Rolle mehr. „Alles wird gut“, sagte er. Ihre Augen glitten über die Gesichter der Anwesenden. Sie wirkte wie ein Tier in Gefangenschaft, das an
595 Menschen gewöhnt ist

und dennoch niemals weiß, ob es gefüttert oder geschlagen werden soll. Schließlich sah sie mich an. „So funktioniert die Welt“, sagte sie. „Die
600 Dinge ändern sich erst, wenn etwas geschehen ist.“ Richter Greifzacker ließ sie los und hielt die Arme vom Körper abgespreizt, als hätte er sich schmutzig gemacht. Dass trotz seiner Gegenwart ein anderer Mensch angesprochen wurde, ließ
605 ihn hilflos zurück. Ich stieß ihn mit dem Ellenbogen. „Wahrscheinlich kapiert du es nicht“, sagte ich, „aber sie hat versucht, dir das Leben zu retten. Prophylaktisch. Jetzt bekommst du einen Leibwächter wie der Familienrichter in Bam-
610 berg.“

Weil die Tür offen stand, klopfte die Polizei an den Rahmen. Ein Beamter drückte den Lichtschalter, die Neonbeleuchtung zappelte sich in Position. Richter Greifzacker wollte Amelie über
615 den Kopf streichen und zog die Hand weg, als ihre grünlichen Haare knisternd an seinen Fingern hängen blieben. Ich hörte zu, wie er sie über ihre Rechte belehrte, dass sie nichts sagen musste und nach einem Anwalt verlangen konnte. Er war vorsichtig wie ein Chirurg, der seiner
620 eigenen Frau eine Narkosespritze verabreicht, bevor er sie unters Messer nimmt. Amelie wollte keinen Anwalt. Ihr Kopf drehte sich herum, während sie weggeführt wurde, ihr Blick hing an
625 Richter Greifzacker, bis sie aus dem Zimmer verschwunden war. Die Mädchen aus der Geschäftsstelle drückten Greifzackers Arm, als wäre jemand gestorben. Dann blieben wir allein.

„Ob du's glaubst oder nicht“, sagte ich, „vor
630 nicht sehr langer Zeit dachte ich darüber nach, dass einer von uns sie heiraten wird.“ Richter Greifzacker wippte von den Fersen auf die Fußballen, als machte er Wadentraining. „Haben wir zwei jetzt ein Problem miteinander?“, fragte er.

Ich erinnerte mich daran, dass er Gewalt verabscheute, und schlug ihm auf die Schulter, so fest ich konnte. „Nicht doch!“, rief ich. „Weißt du
635 noch? Feindliches Grün ist so gut wie immer eine Fiktion. Salem Aleikum, Effendi.“ Und ich ließ ihn
640 in seinem Büro zurück, wo er sich damit beschäftigte, die Glassplitter auf dem Tisch zu immer neuen Mustern anzuordnen.

Katja Müller-Lange

An einem Strand, Die Enten, die Frauen und die Wahrheit, 2003

A. in N., wie schön, dachte Asta, und fragte sich nicht einmal, was daran nun eigentlich so schön sein sollte.

Asta, ihre Freundin Marianne und deren Freund Jürgen hatten eine lange, zermürende Reise hinter sich. Drei große Koffer, die sie gemeinsam mit dem Nötigsten, aber vor allem mit Unmengen von Schokoladenostereiern für die nicaraguanischen Kinder vollgestopft und in Berlin aufgegeben hatten, waren nicht angekommen; die würden sie also, wenn das Kopfschütteln des gähnenden oder grinsenden, bis an die Zahnstummel bewaffneten »Managua-Airport«-Beamten nicht bloß Ausdruck seiner miesen Laune gewesen war, in der anderen Bedeutung dieses, wie Asta jetzt erst bemerkte, ohnehin verdächtig doppel sinnigen Wortes, wohl tatsächlich *aufgeben* müssen. Der – vielleicht ja doch verfrühte – Ärger darüber hatte Asta, Marianne und Jürgen bis zu ihrer nächtlichen Weiterfahrt nach El Trufino zum Streit um eine Flasche Rum versammelt; auf der Heckbank des schrottreifen Überlandbusses hatten sie eine zweite geöffnet, es aber nicht mehr geschafft, auch die noch auszutrinken oder sich wenigstens wieder zu vertragen.

Doch seit den Morgenstunden, seit sie zum ersten Mal in ihrem Leben am Pazifischen Ozean saß, wurden Asta die verlorenen Ostereier mit jeder abgelaufenen Minute gleichgültiger.

Es war heiß, trotz der kleinen Brise, die vom Meer herüberwehte, und Asta konnte sich nicht entscheiden, ob sie ihre Augen vor Erschöpfung schließen oder aus Neugier

offenhalten sollte; und wenn die Müdigkeit für ein paar Momente stärker war als die Lust, aufs Meer zu schauen, und ihr die Koffer doch wieder einfielen, beiläufiger von Mal zu Mal, stellte sie sich all die Schokolade vor, wie sie auf einem Laufband, einer Zollstation, einem Cargo wärmer und wärmer und wärmer wurde und dabei tausendfach die Hohlform verlor und bald komplett zerschmolzen aus den bunten Stanniolhüllen kroch und dann das eine oder andere kleine Loch fand in den nachlässig verknoteten Plastiktüten, die sie hatten schützen sollen gegen die mechanischen und menschlichen Grobheiten, die

Koffern samt Inhalten unterwegs so zustoßen, und wie sie schließlich, den Gesetzen der Gravitation folgend, Schichten weißer Unterwäsche durchsuppte; und irgendwann würde die braune Soße, oder zumindest das von den festeren Bestandteilen sich abscheidende Kakaoöl, zwischen den Zähnen der Reißverschlüsse hervorquellen und, in Gestalt süßlich riechender Fettflecke, das jeweilige Transitland, oder vielleicht sogar doch noch Nicaragua, betreten oder richtiger beschleichen, bis die eine oder andere Frau käme und sie wegputzte, die nun arg entstellten Schokoladenostereier aus good old Germany. – Ein seltsamer, wie ein angeschlagener und plötzlich abgebrochener Akkord klingender Ruf, womöglich der eines Vogels, war lauter als das Schmatzen des Wischlappens, das sich Asta, wie sie im nächsten wieder wacheren Moment wußte, nur eingebildet hatte. Obwohl die Sonne noch längst nicht im Zenit stand und man auch hier erst den 28. März schrieb, war es glühend heiß und Asta müder denn je. Oder wurde es heißer in dem Maße, in dem sie müder wurde? Oder wuchsen die Hitze und Astas Müdigkeit nur derartig schnell, weil sie so reglos schlapp am Strand hockte? Nicht schlafen, befahl sie sich: Steh auf und lauf! Wenn du einschliffst, wird es für lange sein und erst die Flut dich wecken – im günstigsten Fall. Durch die kurzen Wimpern an ihren halb herabgelassenen Lidern schaute sie wie durch einen glimmenden Schleier nach links und rechts und über das Meer hin und spürte, daß sie sich auch fürchtete vor dieser menschenleeren Welt, auf deren Fremdheit sie sich gefreut hatte.

Asta wollte sehen, wie die riesigen Karettschildkröten, nachdem sie tagelang geschwommen waren, ohne ein einziges Mal zu fressen, das Ufer erreichten, wie sie ihre adlerschnabelscharf geschnittenen Profile ins Licht des Mondes und der vielen Sterne reckten, wie sich ihre mit Seepocken bedeckten, an junge Inseln voller Vulkane erinnernden Panzer aus dem Wasser wölbten, und wie diese Inseln größer wurden, je näher deren Trägerinnen dem Strand kamen; bis nur noch Sand unter den vor langer Zeit zu Ruderblättern mutierten, seitlich abgespreizten Gliedmaßen der Schildkröten war, feuchter Sand,

in den sie, die jahraus jahrein immer gleichen Stellen anstrebend, eine breite, unregelmäßige Spur walzten. Und wenn sie ihren jeweiligen Platz gefunden hätten, würden die mächtigen
100 alten Meeresschildkröten mit den Krallen der hinteren, Beinen noch ziemlich ähnlichen Extremitäten nicht sehr tiefe Mulden scharren, ächzend und schnaufend wie Totengräber bei Bodenfrost, und in diese Mulden hinein ihre hellen,
105 hartschaligen Eier pressen. Und dann würden die Schildkröten, nun die Vorderflossen gebrauchend, den zuvor aufgeworfenen Sand über ihre Gelege schieben, und, dem ihnen vertrauteren Element sich wieder zuwendend, alles mit den
110 dafür wie geschaffenen Unterseiten ihrer Panzer planieren. Und endlich, die Sonne würde bereits aufgehen, wären sie fertig mit der Schinderei, fertig in mancherlei Hinsicht. Und mühsam, als sei jeder Schritt ihr letzter, würden sich die Karrettschildkröten zurückschleppen ins Meer, wo sie ausruhen könnten und auf ein weiteres Jahr unsichtbar sein – für Asta oder andere Menschen oder sonstige Landlebewesen.

Asta rieb sich die Augen, die brannten vor
120 Müdigkeit oder von ein paar Körnchen des feinen Sandes, auf den ihr Gesicht niedergesunken war. Sie wischte sich etwas Speichel vom Mundwinkel oder war es Schweiß, hob den Rumpf, ließ den Blick schweifen. Obwohl Asta keinen Menschen sah, der sie hätte sehen können, genierte sie sich in dem fliederfarbenen Unterhemd, das ihren bleichen großen Matronenkörper eher lachhaft entblößte als züchtig verbarg und das sie, ohne zu fragen, aus dem Zimmer der vielleicht noch immer schlafenden Marianne geholt hatte. Oder vermißte man sie bereits; und sei es auch nur, damit sie weiterstreiten könnten? Wie lange hatte sie hier gelegen? Ihr war jegliches Zeitgefühl abhanden gekommen, aber sie wollte
135 noch nicht zurück.

Einige besonders laute Wellenbrecher oder die Schreie der dreckig-grauen Pelikane, die jetzt hoch am Himmel kreisten und sich von Zeit zu Zeit kopfüber, schnabelunter, schwer und schnell
140 zugleich, als verwandelten sich Steine in Pfeile, ins gleißende, wie ihr nun schien, schwindelerregend bewegte Wasser fallen ließen, ermunterten Asta tatsächlich ein wenig, bewirkten, daß sie sich erhob und ihre Füße sie, erst zögerlich, dann schneller und schneller zum Ozean trugen, denn der Sand, auf den zu treten ja unvermeidlich

war, brannte noch höllischer als zuvor – und ebenso jetzt – ihre kurzsichtigen, vom grellen Sonnenlicht und dem Schlafmangel gereizten
150 Augen, die Wahrgenommenes und Halluziniertes kaum mehr auseinanderhielten.

Asta warf sich in das überraschend kalte, salzige und bittere Wasser des Pazifik, tauchte ein paarmal ganz unter und tappte, das lila Hemdchen langziehend, den kraushaarigen Kopf schüttelnd, damit ihr die Tropfen, die wirklich salziger waren als jede Träne, die sie je geweint hatte, nicht in die ohnehin schmerzenden Augen rannen, zurück zum Strand, – den sie auch hinter sich ließ, denn nun entdeckte sie Bäume am Saum der Uferfelsen, deren Füße, wenn man das bei Felsen so nennen kann, in dem mehlfinen, fast weißen Sand zu stecken schienen, – wie ihre, sobald sie für einen Moment auf einer von ebendiesen Felsen beschatteten Stelle verharrte.
165 – Es waren eher sehr kräftige und lange Äste, die sich, soweit sie reichten, nahezu waagrecht über den Strand gelegt hatten. Oder hatte der Wind, der angeblich während der Regenzeit vom Festland herüberblies, die wipfellosen, nurmehr aus solchen Ästen bestehenden Bäume in diese Form gebracht? Sie schaute genauer hin, betastete die geriffelte, an die Stämme von Weiden erinnernde Rinde, rieb den Staub von einem der spärlichen, kleinen, harten Blätter, die ebenfalls denen der Weide ähnelten, aber nicht sehr, nicht wirklich, wie Marianne jetzt gesagt hätte. Als Asta, weil ihr plötzlich Marianne eingefallen war, schon beschloß, lieber doch erst einmal wieder
180 hinaufzusteigen zu den beiden, die wahrscheinlich längst erwacht waren und nun, nach ihr Ausschau haltend, vor dem Haus auf der Terrasse saßen, stieß ihr linker großer Zeh gegen etwas Pralles, Schuppiges, trotzdem Weiches. Es war eine, wahrscheinlich von der letzten Flut angespülte und dann in einer Astgabel hängengebliebene, ungefähr zwei Meter lange Schlange, grüngrau, mit einem vom dreieckigen Kopf bis zur Schwanzspitze reichenden zitronengelben
190 Zackenmuster, eine Seeschlange womöglich, die an Nicaraguas Küsten vorkommen und giftig sein sollen. Diese allerdings, so bedrohlich sie auch aussah, war mausetot, offensichtlich schon eine Weile, denn sie war angeschwollen wie ein frisch aufgepumpter Fahrradschlauch. An einer Stelle
195 hatte das S, zu dem die Schlange erstarrt war, einerseits einen Knick und andererseits eine häßliche, offene Beule, aus der, belagert

200 von goldig glänzenden Fliegen, ein Wirbel des
gebrochenen Rückgrats lugte. Asta wagte nicht,
den Kadaver zu berühren, aber als sie so lange
über ihn gebeugt blieb, bemerkte sie, am Rande
ihres Blickfelds und einer flachen Pfütze, zwi-
schen freigelegten, ausgeblichenen Wurzeln,
205 mehrere kleinere und größere Löcher; und als sie
sich eine Weile gar nicht bewegte, schoben sich
aus einem der größeren Löcher erst zwei blaue
Scheren, dann zwei Fühler, dann zwei Stielau-
gen, und schließlich kam die ganze leuchtend
210 kobaltblaue Krabbe zum Vorschein, flitzte, die
Beinchen in einem kaum begreiflichen Bewe-
gungsablauf nach links setzend, die ungleichen
Scheren wie bittend oder drohend erhoben,
schräg hinüber zu einem anderen Loch, in dem
215 sie blitzartig verschwand. Asta packte das Jagd-
fieber, sie sprang hinterher, wühlte das Loch auf,
schaufelte händevoll Sand beiseite, durchharkte
mit den Fingern die Halden, nichts. Die Krabbe
ließ sich nicht finden, und eine andere auch
220 nicht. Asta schüttelte sich enttäuscht und ver-
ständnislos das vom Bad im Salzwasser scheuß-
lich klebrig gewordene Haar aus dem Gesicht,
ging ein Stück weg von der Schlangenleiche, so
weit, daß sie das starre S nicht mehr genau
225 erkennen konnte, setzte sich hin, den Rücken an
einen schattenspendenden Felsbrocken gelehnt,
und hätte gerne eine Zigarette geraucht.

In einer Gemütsverfassung, von der sie später
sagen würde, sie sei unbeschreiblich gewesen,
230 umkreisten Aastas Gedanken unscharf die Tatsa-
che, daß ihr nahezu alles, was sie bislang gehört
und erblickt hatte, neu war, ja daß sie die Gräser,
die Büsche, die Bäume rund um das Haus auf der
Klippe und diese zum Meer hin kriechenden Äste
235 nicht einmal dem Namen nach kannte, obwohl
sie von Biologie schon einiges verstand. Selbst
die Pelikane waren nicht, wie sie sein sollten,
nämlich weiß, und eine solche Schlange hatte sie
auch in noch keinem Naturfilm gesehen. Sicher,
240 rote Krabben kannte sie, von den Banderolen
teurer Konservendosen, aber blaue mit Links-
drall, die aus Löchern schlüpfen, nur um so-
gleich in anderen Löchern wieder zu verschwin-
den wie vom Sandboden verschluckt? Und wer
245 oder was hatte diesen an einen abgebrochenen
Akkord erinnernden Schrei ausgestoßen?

Asta drückte ihre angewinkelten Arme tiefer in
den Sand und dann auch ihren Bauch, der, wie
sie gleichgültig bemerkte, gar nicht knurrte,

250 obwohl sie seit dem Flug nichts mehr gegessen
hatte; sie wollte nur kurz die Augen schließen,
nur etwas Leere zu der Stille und der Hitze, die
jetzt vollkommen waren, vollkommen unerträg-
lich. Doch noch weniger konnte sich Asta der
255 nun übermächtig werdenden Müdigkeit erweh-
ren – und der Bilder, die, mit den Motiven nach
unten, auf ihren Netzhäuten herumschwammen
wie Fotos auf der Fixiersäure in der Dunkelkam-
mer: Vor purpurnem Grund wurde die von blau-
260 en Krabben bedrängte grüne Seeschlange immer
kleiner, und über ihr, am feuerroten Himmel, flog
ein schwarzer Pelikan mit einem schwarzen
Zweig im Schnabel, als hielt er sich für das
Negativ der Friedenstaube. Höher und höher flog
265 der kleiner und kleiner werdende Pelikan, bis er
verschwunden war, aufgegangen in den Flam-
men der Sonne, oder in einem der schwarzen
Löcher des Weltalls.

Was genau sie wann geweckt hatte, darüber
270 konnte Asta auch später nur Vermutungen an-
stellen, die aber von dem Schrecken, der sie nun
erwartete, so stark beeinflußt blieben, daß sie
jedemal, wenn sie wieder darüber nachdachte,
zu dem Schluß kam, nur er und nichts und nie-
275 mand sonst müsse es gewesen sein. Hatte sie
nicht schwach, fast schüchtern, ein fauliger
Gestank angeweht? Oder hatte der flauere, see-
wärts gehende Wind sie doch

bloß von der toten Schlange begrüßt? Hatte sie
280 vielleicht kein leises Hecheln gehört und nicht
gespürt, wie etwas Schlappes, nicht sehr Feuch-
tes und auch nicht gerade Flauschiges, etwas,
das sich eher angefühlt hatte wie ein oft benutz-
ter, in der ausgelaufenen Wanne liegende geblie-
285 bener Schwamm, ihren Mund berührte? Oder hatte
sie sich mit der eigenen, vor Durst pelzigen
Zunge die spröden Lippen geleckert?

Asta rieb sich ausgiebig die geschwellenen Lider,
trennte, mehrmals blinzeln, die oberen von den
290 unteren Wimpern, und dann fiel ihr erster, seit
dem Schlaf wieder einigermaßen klarer Blick
gleich auf etwas, das vorher nicht dort gewesen
war. Es lag, weder weit weg noch nahe bei ihr,
auf dem schmaler gewordenen Strand, gerade
295 unter der nun hoch stehenden Sonne, an einer
Stelle, nach der die Wellen so bald nicht greifen
würden; und Asta hatte es, da es, abgesehen
von einigen Schattierungen, gelblich hell, also
insgesamt eher sandfarben war, zunächst auch
300 für einen seltsamen Stein oder das Fragment

eines Baumes halten wollen. Doch es flimmerte, wackelte, zitterte oder bebte, aber anders als jenes bloß heiße Luft spiegelnde Trugbild namens Fata Morgana. Es schien echt zu sein und lebend, im allgemeinsten Sinne des Wortes; auf den Knien kroch sie ihm ein Stück entgegen – und hielt wieder inne, wovon auch immer gewarnt. Das Etwas, Asta war nun bereit zu glauben, daß es ein Tier sei, hatte sie, spätestens jetzt, ebenfalls bemerkt; eine Welle, nicht eine des heranbrandenden Meeres, sondern eine, die aus ihm selbst kam, lief über seinen Rücken. Das Tier streckte eine ziemlich gut als solche erkennbare Vorderpfote von sich und hob ganz kurz ein unregelmäßiges Oval aus dem Sand, das sie ihm zum Kopf bestimmte, denn im Fluß dieser Bewegung schlenkerte es zwei daran hängende, lappenartige Gebilde herum. Einen Moment später sank das Tier wieder auf die Seite, allerdings nicht die Asta zugewandte.

War es, weil Asta von dem Bedürfnis, das Wesen zu ergründen, plötzlich verlassen wurde, oder war es im Gegenteil so, daß sie, vom Forscherdrang überwältigt, jede Vorsicht aufgab, oder kam einfach die Flut näher? Jedenfalls fuhr sie hoch und riskierte zwei, drei große Schritte. Was sie damit auslöste, wird Asta nie vergessen: Das Tier erbebt wie von einem Stromschlag, aber es war so kraftlos, daß es, bei dem Versuch, sich aufzurappeln, immerfort scheiterte. Kaum standen seine wackligen Vorderpfoten, da knickten die Hinterbeine weg. Als es jedoch, offenbar mit der Absicht, die Gelenke der Hinterläufe durchzudrücken, in einer grotesken Verrenkung den Steiß hochschob, brach es sich fast das Hohlkreuz. Ein anderes Mal verlor es den fragilen Halt, den es endlich und gar auf allen vieren gefunden hatte, sogleich wieder; es implodierte förmlich, sackte zurück auf seine dürre Flanke – und blieb liegen, während die braunen Ballen seiner breiten Pfoten mechanisch die heiße Luft traten. Es sah aus wie bei einem schlafenden Hund, der sich im Traum auf der Jagd wähnt oder auf der Flucht. Und das war dies Tier auch, ein Hund. Was für einer, das ließ sich, bei dem jämmerlichen Anblick, den er bot, nur schwer deuten; doch mit der auf den Straßen und an den Stränden dieser Welt üblichen mittelgroßen, schwarzgelben Promenadenmischung hatte er nichts gemein. Er war langbeinig wie ein Windhund und von ähnlicher Statur, was aber daran liegen mochte, daß er bis auf die Knochen ab-

gemagert war. Seine Schlappohren und die buschige Rute erinnerten, ebenso wie die Farbe, wiederum mehr an einen Golden Retriever; und er war zweifellos ein Rüde. Seinen Vorderkopf mit Augen, Nase, Maul, die Miene, das Gesicht, was auch immer Hunde normalerweise zwischen den Ohren haben, konnte Asta nicht

erkennen, weder an diesem Tag noch an einem der folgenden wirklich genau genug, denn der Hund war, so seltsam das klingen mag, peinlich darauf bedacht, daß niemand ihn ansah. Er war im beiläufigen Verbergen so geschickt wie ein Mensch, dem ein Finger fehlt. Immer, selbst in der prekärsten Situation, gelang es ihm, den vorderen Teil seines Kopfes wegzudrehen oder ihn zwischen die Pfoten zu stecken. Später, als sie einander schon weniger fremd waren, tunkte er, ehe Asta sich ihm auf höchstens fünf Schritte nähern durfte, die Schnauze, wenn er etwas Derartiges überhaupt noch besaß, erst ins Wasser und dann in den Sand.

Wohl weil er sich ein wenig ausgeruht hatte oder sich erkannt fühlte und deshalb fürchtete, daß Asta – aus Mitleid oder dem Gegenteil davon – im nächsten Moment den letzten Rest Respekt vor ihm verlieren würde, kam der Hund schließlich doch auf die Beine und hinkte, da er dem Magnetismus der Erde für diesmal widerstanden hatte, erstaunlich schnell davon. Es ist, dachte Asta, die ihm nachsah bis zur Kurve in die Bucht, als hingen seine Gliedmaßen an unsichtbaren Fäden, und ein womöglich von der ersten Flutwelle aus dem Koma geweckter, ebenfalls unsichtbarer, betrunkenen Marionettenspieler habe sich der Hundepuppe erinnert und führe sie nun mehr schlecht als recht von der Bühne.

Asta ging auch; doch während sie, nach welken Stauden und Grasbüscheln greifend, den Hügel erklomm, auf dem das Haus stand, drehte sie sich immer wieder zum Strand um, der jedoch ebensowenig zu sehen war wie der, dem ihre Blicke eigentlich galten, denn die Flut war jetzt da, begoß die Bäume und leckte den Felsen die Füße.

Sie hatten Asta noch nicht gesucht, aber erwartet. Sie saßen vor dem Haus und starrten auf das tosende Meer. Als Asta anfang, Jürgen von dem Hund zu erzählen, sagte Marianne ungewohnt ernst: »Nein, das möchte ich gar nicht sehen.« Asta war froh, daß Marianne ihr so bestimmt das

Wort abschnitt, denn sie wollte nicht an den Hund denken. »Machst du uns was zu essen? Es ist aber nichts da«, sagte Marianne und zog dabei diesen gespielt kindlichen Flunsch, der zwischen ihnen längst zu einem Ritual geworden war. »Höchstens Spiegeleier«, antwortete Asta, die schon an der offenen Küchenschranktür stand, »und dann muß ich mal zwei Stunden schlafen, und dann sollten wir Einkaufen gehen.« – »Ja«, sagte Marianne, wieder mit diesem putzigen Gesichtsausdruck, »du brauchst ein Hemd, und neue Schlüpfers brauchen wir alle.« Sie aßen die Eier, und Asta legte sich in eine der Hängematten.

Asta glaubte, vor Müdigkeit nicht einschlafen zu können; sie schwitzte, trotz des weißen Bettbezugs, in den sie gekrochen war, außerdem brauste das Meer hier oben lauter als unten, obwohl es sich schon wieder zurückzog; die Zikaden begleiteten es, wie sie alles begleiteten, mit diesem manischen, gleichgültigen Ton, der entsteht, wenn sie ihre widerhakigen Beinchen aneinanderreiben, und das tun sie, dort, wo es sie gibt, solange es nicht regnet, pausenlos. Hin und wieder lärmte auch eins der Hühner, denen sie ihr Essen zu verdanken hatten; die gehörten Lora, dem gar nicht devoten nicaraguanischen Hausmädchen, das für sie sorgen sollte, aber lieber im Schatten der Garage hockte und lesen lernte, gemeinsam mit ihrer kleinen Tochter. Auf dem purpurnen Grund, der ihre Kinoleinwand war, wenn die Sonne durch die dünne Haut ihrer Lider schien, erblickte Asta keinen anderen als den Hund, wie er dalag und wie ihm diese fiebrigen oder nervösen Schauer über die zitternden Flanken liefen, wie es ihn hochzog vom weißen Sand, wie er, den linken Hinterlauf angewinkelt, den öden Strand entlanghumpelte, mit hängendem, gesichtslosen Kopf, den er immer wieder kurz dem Pazifik zuwendete, als habe er Angst vor dem Wasser und wolle es nicht aus den Augen verlieren. Welche Augen, fragte sich Asta, und ob er schon tot sei und woran gestorben: Ertrunken, wahrscheinlich ist er ertrunken. Oder eine mächtige Woge hat ihn erfaßt und gegen einen der Felsen geschleudert. Das wird ihm das Kreuz gebrochen haben, wie der Schlange. Asta sah den toten Hund auf dem roten Meeresgrund; er schwebte beinahe, trieb wie schwerelos im Rhythmus der dort unten so ruhigen Wellen und ähnelte von weitem einer abgerissenen oder abgebissenen großen, hellgelben Seeanemone.

Aber plötzlich war da ein Schatten, der bewegte sich auf ihn zu, gleichmäßig, zielstrebig, schnell. Es war kein Schatten, sondern eine hungrige Karettschildkröte; ihr scharfer Schnabel packte die Hundeleiche am Ohr. Das Ohr riß ab, verschwand im Maul der Schildkröte, und der Rest von dem, was einmal ein Hund gewesen war, trudelte wieder frei an einem Korallenriff vorbei. Doch die Schildkröte war noch lange nicht satt; immer wieder kam sie angeschwommen und riß ein Stück heraus aus dem Hund, bis er schließlich ganz in ihr verschwunden war. Und dann verschwand auch die Schildkröte, und das Korallenrot des Meeresgrundes färbte sich röter und dunkelrot und endlich schwarz.

Marianne, Jürgen und Asta, die immer noch müde war, gingen am späten Nachmittag nach El Trufino; einem Nest, das, obwohl es in diesem Teil Nicaraguas lange kein Erdbeben gegeben hatte, aus nichts bestand als fünfzehn Holzhäusern und dreimal so vielen Wellblechhütten, Marktbuden, Bretterverschlägen. Sie kauften Wasser, Rum, Coca-Cola, Rotwein, Öl, Brot, Reis, Bohnen und Gemüse und erwischten im letzten Moment zu einem echten Gringo-Preis noch ein dürres, schlecht gerupftes Huhn. Als sich Marianne, die auch nicht die Schlankeste war, an einer der Buden weiße Baumwollunterhöschen vor den Bauch hielt, um zu sehen, ob die in Frage kämen, kicherten die Nicaraguamerinnen, die dort herumsaßen und aus der Hand ein paar gekochte Bananen verzehrten, wie Schulmädchen. Mit roten Ohren wühlten Marianne und Asta trotzdem weiter in dem Wäschehaufen, nahmen schließlich vier Slips und zwei Hemdchen, die ihnen nicht ganz so winzig zu sein schienen, stellten später fest, was sie schon an dem Stand gewußt hatten, nämlich, daß nichts davon paßte, und schenkten das Zeug Lora.

Asta hatte noch ein XL-T-Shirt erworben, in dem sie vorgab, gleich wieder baden gehen zu wollen, aber eine unbestimmte Furcht und die Flasche sieben Jahre alten nicaraguanischen Rums, die Jürgen gerade öffnete, hielten sie davon ab. »Bleib mal«, sagte Marianne, »von hier aus kannst du auch sehen, ob die Schildkröten kommen, und dann ja immer noch hinuntergehen. Wenn dort die Lichtstrahlen von Taschenlampen herumhuschen, wissen wir, es ist soweit. Die Nicas campieren seit Tagen im Ge-

büsch und beobachten das Meer, weil sie ganz wild sind auf die Eier von den Viechern.«

Sie tranken Saigon, wie Jürgen das Gemisch aus Rum, Cola und etwas Rotwein nannte, erst mit,
510 dann ohne Eiswürfel. Einen Himmel so voller Sterne hatte Asta noch nie gesehen. Der weiße Halbmond hing groß und demonstrativ wie eine Schaufensterdekoration über dem hellen, schäumenden, lauten Meer; doch Männer mit
515 Taschenlampen waren nirgends zu entdecken, Schildkröten schon gar nicht. Der Strand lag verlassen, oder richtiger: einsam; nur ein paar Felsbrocken zeichneten sich ab vom blassen Sand, und einer hatte für Asta die Kontur einer
520 menschlichen Gestalt, eines dicken Nichtschwimmers, der sich vielleicht auf das Meer hinausgeträumt hatte und darüber erstarrt war. Als sie selber wie ein Stein ins Bett fiel, galt Astas letzter blauer Gedanke dem Hund: Wo der
525 wohl schlief, wenn er noch lebte? Aber sie konnte die Antwort nicht mehr abwarten, und wer hätte sie auch geben sollen.

Die Schreie eines Hahns weckten Asta, und für den Moment fand sie, daß es wie auf einem Dorf
530 in Deutschland sei. Doch es war Loras irgendwie nicht deutsch aussehender, schwarzblauer Hahn, der nach dem einen kleinen, halb kahlen Huhn hackte, das die anderen Hühner gestern auch schon attackiert hatten. Das Huhn flüchtete sich
535 durch die offenstehende Tür in Astas Kammer. Und als Asta, um es wieder hinauszujagen, in ihre Turnschuhe fahren wollte, da lag im linken, wie sie gerade noch rechtzeitig bemerkte, ein ziemlich großer, zart beigefarbener Skorpion. Sie
540 nahm den Schuh und schüttelte den Skorpion zwischen die verdorrten Hibiskussträucher neben der Terrasse. Sofort kamen freudig gackernd sieben Hühner samt dem Hahn herbeigelaufen, stürzten sich auf den Skorpion und rissen ihn so
545 schnell in Stücke, daß ihr kaum Zeit blieb, den Vorgang zu verfolgen. Nur das rüdische Huhn, das erschöpft hinter dem Staubsauger hockte, hatte nichts abbekommen. Asta scheuchte es möglichst leise zurück ins Freie; sie wollte die anderen nicht aufwecken, sondern gleich, ohne Frühstück, hinunter zum Strand.

Asta sah den Hund schon von weitem; er ruhte im Schatten eines Steins, ein ganzes Stück weg von dem einzigen Trampelpfad, der direkt ans
555 Meer führte, und drehte, wohl weil er spürte, daß jemand kam, kurz den Kopf, jedoch wieder

in die ihr entgegengesetzte Richtung. Seine Glieder zuckten wie gestern, und überhaupt fand sie ihn unverändert, ein bißchen weniger
560 schreckhaft vielleicht, denn er machte keine Anstalten aufzustehen, was aber auch daran liegen konnte, daß sie diesmal nicht versuchte, sich ihm zu nähern. Dabei war ihr Interesse für den Hund nicht etwa erloschen; sie wußte selbst
565 nicht, warum sie sich zurückhielt. Sie war doch froh, ihn lebend zu sehen, und wollte ihn nur nicht noch einmal aufregen und so womöglich dazu beitragen, daß sein flackerndes Lichtlein schneller ausging als unbedingt nötig. Aber was
570 tat dieser Hund während der Flut? Wo hatte er die Nacht verbracht? Wie ertrug er die Schmerzen, die Hitze, die Zeit? Und warum, um alles in der Welt, starb er nicht?

Asta ging baden, lief am Strand auf und ab,
575 bückte sich nach Muscheln, spielte Touristin; doch der Hund war da, ob sie zu ihm hinschaute oder nicht. Als Asta zurückkam aus der kleinen Bucht, die sich rechter Hand in die Küste schmiegte, hatte der Hund den Platz gewechselt, mußte also gelaufen sein. Er lag nun zwischen
580 den dicken, blanken Wurzeln eines abgestorbenen Baums, einer Akazie womöglich, und aus der Distanz wirkte das Ganze fast idyllisch. Und eine weitere Veränderung gab es; in dem flachen
585 Betonkasten, der am hinteren Saum des Strandes auf der linken Seite stand und von dem Asta geglaubt hatte, er sei eine Art Neubauruine, machten sich ein paar Männer zu schaffen. Sie hatten bereits die Bretter vom Eingang entfernt und waren nun dabei, bunte Plastikstreifen über
590 der Öffnung zu befestigen. Asta sah auch Tische und Stühle mit geflochtenen Sitzflächen. Offenbar sollte der Kasten ein Restaurant werden oder eine Bar. Weil sich ihre Arme bereits röteten und
595 ihr Haar, seit sie schwimmen gewesen war, wieder so klebte, nahm Asta die Neuigkeiten zum Anlaß, hinaufzugehen.

Das, was sie kaum mehr erwartet hatten, schon gar nicht am Karfreitag, war eingetroffen, die
600 Koffer nämlich. Nichts fehlte, auch keins der Schokoladenostereier, die nicht so schlimm aussahen, wie Asta es sich vorgestellt hatte, aber verformt und zusammengebacken oder zerbröselte waren sie doch; und was immer ihnen
605 bei der einen oder anderen Gelegenheit entschlüpft war, Erdbeerjoghurtküken, Nougathasen oder Obstgeister, es hatte in sämtlichen Hosens,

Röcken, Hemden ein fast widerlich süßliches Aroma mit käsig-nussig-schnapsiger Note hinterlassen. Marianne, Jürgen und Asta diskutierten eine Weile und kamen zu keinem Ergebnis; einerseits fanden sie, daß man solche Ostereier nicht einmal nicaraguanischen Kindern zumuten könne, andererseits seien die ja wohl immer noch besser als gar keine. Dann trugen Marianne und Jürgen, die meinten, sie hätten genug vom Reden und vom Streiten sowieso, ihre Sachen zum Ziehbrunnen, und Asta ging zurück zu dem Hund.

Abends gab es Aastas Bratkartoffeln, dazu wieder Saigon und den Sternenhimmel, doch Taschenlampenlichter sahen sie auch in dieser Nacht nicht.

Am Strand waren anderentags ein paar Menschen, leidlich wohlhabend aussehende Nicaraguaner, denen ein österreichischer Ex-UNO-Beamter, der hier in Gesellschaft eines weiteren UNO-Rentners, eines niederländischen Kaffeefarmers, seinen Lebensabend verbrachte, während der Trockenzeit hinter den Klippen gelegene, sehr einfache Ferienhäuser vermietete. Die Frauen saßen mit den Kindern am Strand, die Männer in der Bar, die tatsächlich am Vormittag aufgemacht hatte. Trotzdem mußte Asta nicht lange nach dem Hund suchen; er lag zwischen den Akazienwurzeln, und Asta, die sich ein Fernglas mitgebracht hatte, umschlich ihn weitläufig. Er war wohl ein wenig schwächer geworden. Oder kam es ihr bloß so vor, weil sie ihn seit jenem ersten Tag nicht mehr hatte laufen sehen? Sie duckte sich hinter einen der Kriechbäume und blickte durch das Fernglas. Der Hund, den sie nun so nah vor Augen hatte, daß sie unwillkürlich zurückzuckte, als könne sie ihn auch riechen, war in einer elenden Verfassung; die Beine, der Schwanz, der Leib, jeder einzelne der atrophierten Muskeln und die vielfach verletzte Haut, die fast durchscheinend wie Lampenschirmpergament das Skelett umspannte, zitterten und zuckten, als hielte sie etwas in Bewegung, das nicht er selber war, nicht sein Blut, nicht seine Nerven, nicht sein Gehirn. Das Fell war ihm über den ganzen Rücken hinweg ausgegangen; auch die Flanken waren ziemlich kahl und entstellt von einem grindigen Ausschlag. Sein linkes Hinterbein schien gebrochen zu sein oder gelähmt, jedenfalls war es das einzige Glied seines Körpers, in dem sich gar nichts regte. Den

vorderen Teil seines Kopfes jedoch, den sie vor allem hatte sehen wollen, hielt er in den Sand gedrückt und mit den Pfoten bedeckt; ganz so, als simuliere er einen Menschen, einen verzweifelten Menschen, der am Boden liegt und die Hände über dem Gesicht zusammenschlägt. Ja, dieser Hund war sicher das erbärmlichste Wesen, das ihr jemals begegnet war; aber das seltsamste war, daß er es genau zu wissen schien. Hatte er womöglich aus einer der Strandpfützen Meerwasser trinken wollen, in der Hoffnung, es sei doch nicht zu salzig, und sich dabei gespiegelt, und also eine Art reziprokes Narziß-Erlebnis gehabt? Asta legte das Fernglas zur Seite; sie fühlte, wie ihre Wangen brannten, ihre Ohren glühten, die Haut in ihrem Nacken prickelte und schrumpfte, und sie wußte in dem Moment, daß sie sich schämte. Aus Scham oder Ekel oder Mitleid für ihn und sich, fing sie beinahe an zu weinen, – weil sie eine fiese alte Voyeurin war, die gerade versucht hatte, mit dem Feldstecher von Jürgens Opa einer sensiblen alten Kreatur ihr letztes Geheimnis wegzuspionieren.

Rücklings entwich Asta ihrem Versteck, setzte sich auf den Felsbrocken, der von oben dem erstarrten Träumer ähnelte, hing die Füße samt Sandalen in den Pazifik und lief dann, als sei erst dies die Garantie dafür, daß der Hund nicht die geringste Chance hätte, ihre Spur womöglich doch zu verfolgen, durchs flache Wasser bis zur Bar, wo sie sich Rum mit Cola bestellte, morgens um elf. Das Brennen in ihrer Kehle löschte das Feuer in ihren Ohrläppchen, und dies wiederum bewirkte, daß sie noch einen Rum trank oder zwei oder drei. Sie sah zu, wie die Wellen unaufhaltsam näher kamen, und verspürte dabei das vage Bedürfnis, hinauszuwollen auf den Ozean, der tief und weit und frei war, auch von Hunden, dieser vermutlich sogar von Seehunden. Sie verstand sich nicht. Was war bloß los mit ihr? Ja, sie hatte sich zu dieser Reise überreden lassen, um Pflanzen und Tiere zu sehen, fremde Pflanzen und exotische Tiere, Schildkröten, Papageien, Affen, Delphine; nun aber war sie, Asta litt besonders unter der Banalität der zweiten Hälfte dieses Satzes, der penetrant wie eine Leuchtreklame an ihrer Schädeldecke blinkte, auf den Hund gekommen, *den* Hund. Dabei hatte sie Hunde nie leiden können und immer geglaubt, ihre Mutter habe sie nach Asta Nilsen benannt. Doch jetzt, in diesem Moment, beschlichen sie zum ersten Mal Zweifel. Warum waren Asta,

Hasso und Rex derart beliebte Namen für Hunde, speziell für den Deutschen Schäfer? Einmal wegen ihrer Diminutiv-Resistenz und dann sicher auch, weil sie, wegen der hellen Vokale a oder e, 715 denen Zischlaute wie st, ss und x folgen, so schön schallend ausgesprochen, oder richtiger: befohlen, und deshalb von den hierarchiefixierten Biestern leicht verstanden werden konnten. »Asta!« rief sie sich, gedämpft, aber scharf wie 720 ihre Mutter sie rief: »Asta! Essen is fertig!« Als sei das *sein* Stichwort, denn daß er auch so hieß, war aus mindestens zweierlei Gründen unvorstellbar, tauchte der Hund in ihrem Blickfeld auf. Die herannahende Flut begrenzte seinen Spielraum und zwang ihn wohl, dies von Menschen 725 okkupierte Terrain zu kreuzen. »Du ... bist ... ein ... Rüde ...«, flüsterte Asta, streng und überdeutlich, als habe sie die Stimme ihrer Mutter nicht für sich imitiert, sondern um den Hund auf die 730 Probe zu stellen; doch der war durchgefallen, mußte also zum Abgang bewegt und deshalb an sein Geschlecht erinnert werden. Er wankte, mit Gischt besprüht und bedroht von den hohen Wellen, denen er auch diesmal seinen tief geneigten schlappohrigen Kopf zudrehte, so schnell er eben konnte, aber langsamer, als jeder andere 735 kranke Hund es getan hätte, über den schmalen Streifen Strandes zwischen Meer und Bar. – Bis er einen falschen Schritt machte, strauchelte, 740 zusammenbrach und sich, vielleicht aus Angst vor dem Wasser, vielleicht weil er neuerdings überhaupt nur mit Hilfe dieser Taktik noch einmal hochkam, von einer Seite auf die andere wälzte. Für jemanden, der nicht gleich begriff, 745 was mit ihm los war, konnte das auch nach Übermut aussehen oder nach einem Sandbad gegen die Flöhe.

Asta, deren Tisch und Hocker direkt an der Betonbrüstung standen, blickte hinter sich. Außer 750 ihr saßen noch fünf weitere Gäste unter dem Dach des Lokals, der Österreicher mit seinem Liebsten, dem Holländer, und drei Einheimische. Zu ihrem Erstaunen schauten die ebenfalls auf, hinüber zu dem Hund. Und einer der beiden 755 nicaraguanischen Kellner, ein hagerer Kerl unbestimmbaren Alters, trat an den Tisch seiner Landsleute und folgte dem Schauspiel mit gespannter Miene. Endlich gelang es dem Hund, sich wieder hinzustellen, 760 vielleicht weil die Wellen, die er so fürchtete, ihn erst unter sich begraben, dann aber angehoben

hatten; und der Kellner nickte begeistert, als beobachte er einen schon seit der dritten Runde schwer angeschlagenen Boxer, der in der neunten 765 das fünfte Mal zu Boden geht und doch wieder auf die Füße kommt, kurz bevor der Ringrichter bis zehn zählen konnte. Der Kellner klatschte in die Hände; »Un hijo de puta! Bastardo! Chucho de Nicaragua!« (So ein Hurensohn! Bastard! Köter, nicaraguanischer!) schrie er 770 und schritt erst wieder zum Tresen zurück, als sich das Bild des Hundes, der im Gegenlicht aussah wie ein verwundet davonhumpelnder Pappkamerad, zwischen den Felsbrocken verlor.

Asta bezahlte und machte sich in der Mittagshitze auf den Weg zu Marianne und Jürgen, die, wie sie ärgerlich feststellte, nie mit ihr zusammen an den Strand gingen, sondern immer für sich und zu anderen Zeiten. »Marianne, die 775 Pfeife, hat Schieß vorm blonden Hund«, murmelte sie, als sie ihren schweren, betrunkenen Körper nach Grasbüscheln greifend den Trampelpfad hinaufhievt.

Abends sagte Marianne, die Schildkröten seien, wie sie erfahren habe, vergangene Nacht dagewesen, nur sechs von ihnen dieses Jahr. Und Taschenlampenlichter hätten sie tatsächlich keine sehen können, denn diesmal hätten nicht die Nica-Bengel, sondern Polizisten, fünf im 785 ganzen Ort verrufene, rattenscharfe ehemalige Contras, Nacht für Nacht hinter den Uferfelsen gelegen, auf höchsten Befehl der *Alemán*-Regierung, die sich bei der UNO anwanzen wollte und deshalb das Eierstehlen strengstens verboten habe. Das Essen kochte heute Jürgen; und weil Asta nach Sonnenuntergang immer noch 790 übel war, wurde sie auch vom gemeinsamen Saigon-Trinken befreit. Asta konnte es nicht lassen, und allmählich gewöhnte sie sich daran, daß sie zu ihm mußte, nur, weil sie ihn nicht aus dem Kopf bekam. Ob er ein Geheimnis hatte oder keins, und ob gerade das sein Geheimnis war? Ob er ein Gesicht hatte, oder was er nun 795 hatte, anstelle eines solchen? Warum er so stark war in seiner Schwäche? Sie wurde es müde, sich diese Fragen zu stellen, und einen anderen Adressaten dafür fand sie nicht. Was wollte sie? Einfach sehen, wie es weiterging? War das Leben dieses Hundes ein einziges langes, womöglich ewiges Sterben? War er gar seit Jahrtausenden so etwas wie ein tierischer Zombie, den nichts und niemand erlösen konnte? DieserVer-

dacht, den sie schon seit einer Weile hegte,
gefiel ihr nicht besser als irgendein anderer,
815 empörte sie aber auch von Tag zu Tag weniger.

Asta zog sich das T-Shirt über und packte ihr
Strandkörbchen. »Ich habe Kaffee gemacht.
Oder bist du wieder auf dem Sprung, weil dich
alles langweilt, bloß nicht die Töle?« rief Marian-
820 ne aus der Küche. Vielleicht hatte sie ja recht.

Es war kaum später als neun Uhr, die Bar noch
geschlossen und kein Mensch am Strand, aber
auch den Hund konnte Asta nicht entdecken; er
lag weder zu Füßen der Felsen noch bei den
825 Akazienwurzeln. Doch als sie sich in den Sand
gesetzt, eine Zigarette entzündet und angefan-
gen hatte, darüber nachzudenken, wo er denn
sein könne, selbst wenn er tot wäre – schon
oder endlich, fühlte sie sich jäh veranlaßt, hinter
830 sich zu blicken; und da kam er, der Hund, aus
weiter Ferne, den Trampelpfad hinunter, als
habe er die Nacht über irgendwo am Haus ge-
wartet und sei ihr nun gefolgt, unauffällig, mit
großem Abstand. Wohl weil sie sich ihm jetzt
835 ganz zuwendete, verließ er den Pfad, hinkte – für
seine Verhältnisse flüssig – im großen Bogen
zum Ufer, tunkte den Kopf ins seichte Brackwas-
ser der heute fast glatten See, ging dann ein
weiteres Stück beiseite und panierte
840 alles, was er zuvor befeuchtet hatte, so eifrig,
daß ihm dabei die langen Ohren von einer Seite
zur anderen flogen.

Asta rauchte, badete, sammelte Muscheln oder
belauerte die Krabbenlöcher; jedenfalls tat sie
845 so, als täte sie all dies. Der Hund blieb, wiewohl
auf die von ihm bestimmte Distanz bedacht,
stets in Astas Nähe, genauer gesagt: hinter ihr.
Und wenn sie sich nach ihm umdrehte, immer
nur kurz und nicht minder um Konspiration be-
850 müht, spielte der Hund einen Hund, beschnup-
perte Steine, streckte seine Pfoten von sich, hob
gar zum Schein sein rechtes Bein an einem der
liegenden Bäume. – Täuscht der sich oder täu-
sche ich mich, oder schlägt dieser Hund mir
855 wirklich vor, die Rollen zu tauschen? Kann es
denn stimmen, daß es ihm bessergeht, daß er
jetzt der Hund sein will? – Seltsam beflügelt ging
Asta zurück zum Haus; der Hund folgte ihr nicht.
oder doch, aber wieder so, daß sie es nicht
860 merkte?

Marianne und Jürgen waren wohl unterwegs; der
Jeep, den Jürgen sich gestern gegen cash von

dem Kaffeefarmer geliehen hatte, stand jeden-
falls nicht vor der Tür. Asta nahm das Huhn aus
865 dem Kühlschrank und schnitt ihm Fleisch von
den Schenkeln. Würde sie die beiden eben heute
zum Essen in die Bar einladen; sie hatte eh et-
was gutzumachen. Sie schrieb den entsprechen-
den Zettel, verstaute das Fleisch, griff sich zwei
870 Plastikschüsseln und eine Wasserflasche und lief
wieder an den Strand.

Der Hund lag bei dem Akazienstumpf und regte
sich, bis auf das übliche Zittern, nicht. Astas
Rückkunft bewirkte nur, daß er sich zusammen-
875 rollte. »Wie ein rasierter Igel siehst du aus. Das
wäre aber nicht nötig gewesen, weil ich gar nicht
vorhatte, dich zu streicheln«, flüsterte sie, stellte
die Schüsseln in den Sand, füllte die eine mit
dem Hühnerfleisch, goß Wasser in die andere.
880 Doch der Hund blieb, wo er war, selbst als im-
mer mehr Leute kamen, und rührte auch weder
das Fleisch noch das Wasser an, was Asta ge-
ahnt, fast gewußt hatte. Es war eher eine Geste
gewesen, die *ihr* guttun sollte, und wenigstens
885 ein bißchen saufen würde er ja vielleicht, später,
wenn er wieder ganz alleine wäre.

Nach zwölf ging Asta zur Strandbar; alle sechs
Tische waren frei, doch sie wählte diesmal ei-
nen, der nah am Eingang stand – und im Schat-
890 ten, zumindest jetzt noch. Als Marianne und
Jürgen endlich erschienen, war die erste Flasche
Rotwein schon fast leer; »Macht nichts«, rief
Asta mit gekünstelter Heiterkeit und bestellte bei
dem hübschen Jungen, der heute bediente, die
895 nächste. Die gegrillten Seebarsche sahen gut aus
und schmeckten, auch Marianne, für die Asta
einen filetieren und auf einen extra Teller legen
mußte, weil Marianne, wie Asta wußte, den
Anblick ganzer Fische, mit Kopf und Flossen, so
900 wenig ertrug, daß sie den Appetit verlor, wenn
sich niemand bereit fand, ihr diesen kleinen
Gefallen zu erweisen.

Kurz darauf verlor Marianne ihn aber doch noch,
den Appetit, denn die Flut nahte, und auch der
905 Hund humpelte wieder heran auf dem schmal
gewordenen Streifen Strandes, langsamer als
gestern und viel langsamer als vorhin. Er sah
zum Gruseln aus, und Asta fragte sich, ob das,
was sie am Morgen erlebt hatte, womöglich
910 nichts weiter gewesen war als eine Pseudobes-
serung; so jedenfalls nannte ihre Mutter dies
Phänomen, das bei Todgeweihten angeblich oft
beobachtet wird, etwa einen Tag vor dem end-

gültig letzten. Asta nahm sich die eine Hälfte von
915 Mariannes Portion, gab die andere Jürgen und
zeigte dem Jungen die leere Flasche, was wie
erwartet zur Folge hatte, daß der eine dritte
brachte.

Als der Hund endlich in die Kurve zur Bucht
920 einbog, legte Marianne ihre trotz der Mittagsglut
kalte Hand auf Astas Schulter. »Geh schon«,
sagte sie, »hol dir ein Gläschen Rum. Mehr
kannst du nicht tun.« Kaum hatte sich Asta folg-
sam erhoben, da stand hinterm Tresen plötzlich
925 wieder der hagere Kellner, der gestern dem
Hund applaudiert hatte. Asta sagte aber nicht
»Un ron, por favor« (Einen Rum, bitte), sondern
das Wort, das sie in Mariannes Buch mit dem
albernen Titel »Was uns spanisch vorkommt«
930 gesucht und gefunden hatte: »Mátalo!« (Erschieß
ihn!) Doch der Kellner schüttelte bloß den Kopf,
gähnend oder grinsend, wie jener Managua-
Airport-Beamte am Abend ihrer Ankunft, und
Asta kehrte ohne einen Rum zum Tisch zurück.
935 »Was ist«, fragte Marianne, »kein Geld oder
keinen Durst.« Jetzt war es Asta, die bloß den
Kopf schüttelte. Es sei nun genug, fand Jürgen,
und Marianne meinte, sie müsse mal, könne hier
aber nicht. »Laßt mich noch den Rest killen«,
940 sagte Jürgen, hielt die Flasche über sein Glas,
trank es dann in einem Zug aus, küßte Mariannes
Scheitel, steckte seine Zigarren ein. Asta be-
mühte sich also nochmals zur Theke, zog etliche
große Geldscheine aus dem Portemonnaie und
versuchte, den Hageren anzusehen. Der erwi-
945 derte ihren Blick nicht gleich, doch nach einer
Frist, die er wohl verstreichen ließ, um Gelassen-
heit zu demonstrieren, wanderten seine Augen
hinauf zu denen der mindestens einen Kopf
größeren Asta, und dann fixierten sie einander.
950 Ohne daß der Kellner auch nur ein einziges Mal
auf das Zahlbrett geschaut oder wenigstens kurz
geblinzelt hätte, nahm seine linke Hand vier von
Astas Scheinen, legte seine rechte einen kleinen
955 Schein neben die übrigen. Nein, er zuckte mit
keiner Wimper, auch nicht, als er leise sagte:
»Pues hazlo tú misma« (Mach es selber). Nach
diesem Satz erst schloß der Nicaraguaner die
Lider, als blende ihn die Sonne, die ihm ja wirk-
960 lich voll ins Gesicht schien, drehte sich um und
entschwand durch einen Vorhang aus bunten
Plastikstreifen, hinter denen Asta die Küche
vermutete.

Am Ostermontag ging Asta, die nachts und allei-

965 ne noch sehr viel Rum getrunken hatte, später
als sonst hinunter. Sie wollte Zigaretten kaufen,
aber die Bar war geschlossen. Öd lag der Strand,
verlassen von den nicaraguanischen Urlaubern,
die wahrscheinlich einen weiten Heimweg hatten
970 und morgen wieder arbeiten mußten. Draußen
auf dem Meer, das in der sinkenden Sonne
leuchtete, schwammen ein paar schmutzfarbene
Pelikane; ansonsten gab es hier nur noch den
Hund, der zusammengerollt und zuckend zwi-
975 schen den Wurzelsträngen der toten Akazie
schlief. Eine ihrer Schüsseln, die mit dem Was-
ser, fand Asta fast unverändert, die andere aus-
gefressen und verschleppt, von Möwen, wie sie
annahm.

980 Marianne und Jürgen fragten Asta, ob es ihr
recht sei, wenn sie in fünf Tagen über die nahe
Grenze nach Costa Rica weiterreisten oder erst
einmal nach Granada; sie hätten genug vom
Hahnengeschrei am frühen Morgen, von den
985 Salamandern an den Zimmerdecken, den fetten
Fliegen überall, den Skorpionen, die so gern ins
Haus kämen, und auch von Astas Hundetick.
»Ach«, sagte Asta, »ihr meint wohl, in eurem
Costa Rica oder Granada leben keine Geckos, die
990 ihr Salamander nennt, und keine Skorpione?« Na
sicher werde es die da geben, aber eben auch
Affen und Papageien und uralte Inka- Tempel –
»und außerdem Hotels mit klimatisierten Zim-
995 mern, Fernsehern, Swimmingpools, Frühstücks-
büfettis ...« lockte Marianne.

Der Hund blieb bis Freitag wie er eben war,
weder am Leben noch gestorben. Er nahm nichts
zu sich, auch kein rohes Ei oder etwas von dem
Wasser, das Asta gelegentlich erneuerte.

1000 Manchmal hinkte er ein bißchen umher, lag
jedoch meistens, den Kopf unter den Pfoten, an
seinem Lieblingsplatz. Er gab, wenn Asta kam,
kein Zeichen des Erkennens, zeigte aber auch
weniger Scheu, solange sie ihm nicht auf die
1005 Pelle rückte, was er kaum mehr zu befürchten
hatte.

Am Samstagmorgen bat Asta Jürgen, noch ein-
mal anzuhalten, unten an dem Betonkasten; sie
sagte, daß sie Mariannes Fotoapparat schon
1010 schußbereit im Schoß habe und nur schnell ein
Bild machen wolle von dem Hund. »Nicht, weil
ich ihn sonst vergessen könnte, und auch nicht
zur Erinnerung; es soll bloß kein Traum gewesen
sein«, fügte sie leise hinzu. Doch die Kuhle zwi-
1015 schen den Wurzeln war leer; Asta fand den Hund

nicht, nicht bei Felsbrocken, nicht hinter den Kriechbäumen, nicht am ganzen weiten Strand, den ihre Augen ableuchteten – so gut es ging in der gleißenden Helligkeit und vor all dem Wasser, dessen unaufhörlich sich kräuselnde, im Takt der Gezeiten hin- und herschwappende Oberfläche die Sonnenstrahlen immer anders reflektierte, wie ein riesiger, verspiegelter, form- und ruheloser Organismus.

1020

»Es reicht!« schrie Jürgen, »Schluß! Ende!« – »Gleich!« rief Asta zurück. »Nein, jetzt!« – Asta fuhr erschrocken herum; sie hatte nicht bemerkt, daß die Freundin ihr gefolgt war. »Komm! Granada wartet!« sagte Marianne. »Ach ja«, antwortete Asta, »worauf denn?«

1025

1030

Aber als Marianne sich wendete und zur Straße zurückging, lief Asta ihr nach, und Jürgen, der aus dem Jeepfenster sah – und nun auch den Staub, den die beiden Frauen aufwirbelten, startete wieder den Motor.

1035

Judith Herrmann

Sonja, Sommerhaus, später, 1998

Sonja war biegsam. Ich meine nicht dieses "biegsam wie eine Gerte", nicht körperlich. Sonja war biegsam – im Kopf. Es ist schwierig zu erklären. Vielleicht – dass sie mir jede Projektion erlaubte. Sie erlaubte mir jede mögliche Wunschkonstruktion von ihrer Person, sie konnte eine Unbekannte sein, eine kleine Muse, jene Frau, der man einmal auf der Strasse begegnet und an die man sich noch Jahre später mit dem Gefühl eines ungeheuren Versäumnisses erinnert. Sie konnte dumm sein und bieder, zynisch und klug. Sie konnte herrlich sein und schön, und es gab Augenblicke, da war sie ein Mädchen, blass im braunen Mantel und wirklich unwichtig; ich glaube, sie war so biegsam, weil sie eigentlich nichts war.

Ich begegnete Sonja auf einer Zugfahrt von Hamburg nach Berlin. Ich hatte Verena besucht und war auf dem Heimweg; ich hatte acht Tage mit ihr verbracht, und ich war sehr in sie verliebt. Verena hatte einen Kirschmund und rabenschwarzes Haar, das ich ihr jeden Morgen zu zwei dicken, schweren Zöpfen flocht, wir gingen am Hafen spazieren, ich sprang um sie herum, rief ihren Namen, verscheuchte die Möwen, fand sie wunderbar. Sie fotografierte Docks, Frachtkähne und Imbissbuden, redete viel, lachte ständig über mich, und ich sang "Verena, Verena", küsste ihren Kirschmund und hatte grosse Lust, nach Hause zu fahren und zu arbeiten, den Geruch von ihrem Haar an den Händen.

Es war Mai, der Zug fuhr durch die Mark Brandenburg, und die Wiesen waren sehr grün unter langen, frühabendlichen Schatten. Ich verliess das Abteil, um eine Zigarette zu rauchen, und draussen, auf dem Gang, stand Sonja. Sie rauchte und stemmte das rechte Bein gegen den Aschenbecher; als ich neben sie trat, zog sie die Schultern unwillkürlich nach vorn, und irgend etwas stimmte nicht mit ihr. Die Situation war gewöhnlich – der schmale Gang eines ICE irgendwo zwischen Hamburg und Berlin, zwei Menschen, die zufällig nebeneinanderstehen, weil sie beide eine Zigarette rauchen wollen. Sonja aber starrte aus dem Fenster mit einer unglaublichen Sturheit, sie hatte eine Körperhaltung wie bei einem Bombenalarm. Sie war überhaupt nicht schön. Sie war in diesem allerersten

Moment alles andere als schön, wie sie dastand, in einer Jeans und einem weissen, zu kurzen Hemd, sie hatte schulterlanges, glattes, blondes Haar, und ihr Gesicht war so ungewohnt und altmodisch, wie eines dieser Madonnenbilder aus dem 15. Jahrhundert, ein schmales, fast spitzes Gesicht. Ich schaute sie von der Seite an, ich fühlte mich unwohl und war ärgerlich, weil mir die Erinnerung an Verenas Sinnlichkeit entglitt. Ich zündete mir eine Zigarette an und lief rauchend den Gang hinunter, ich hatte das Bedürfnis, ihr einen zotigen Ausdruck ins Ohr zu flüstern. Als ich mich umdrehte, um in mein Abteil zurückzugehen, schaute sie mich an.

Irgend etwas Ironisches ging mir durch den Kopf, etwas darüber, dass sie es nun doch gewagt hatte, mich anzusehen, der Zug ratterte, und in einem der hinteren Abteile schrie ein Kind. Ihre Augen waren nichts Besonderes, sie waren vielleicht grün, nicht sehr gross, und sie standen ziemlich eng beieinander. Ich dachte überhaupt nichts mehr, ich schaute sie an, sie schaute zurück, ohne Erotik, ohne Flirt, ohne Schmelz, aber mit einem Ernst und einer Direktheit, dass ich sie hätte ins Gesicht schlagen können. Ich trat zwei Schritte auf sie zu, sie lächelte ansatzweise. Dann war ich in meinem Abteil und riss die Tür hinter mir zu, fast außer Atem.

Der Zug hielt am Zoologischen Garten, als es schon dunkel war. Ich stieg aus, fühlte mich seltsam erleichtert und bildete mir ein, die Stadt riechen zu können. Es war warm, der Bahnsteig voller Menschen, ich nahm die Rolltreppe zur U-Bahn hinunter, und obwohl ich sie nicht gesucht hatte, entdeckte ich sie sofort. Sie war drei, vier Meter vor mir, trug eine kleine, rote Hutschachtel in der rechten Hand; ihr Rücken war eine einzige Aufforderung. Ich ignorierte sie mit zusammengebissenen Zähnen. Ich blieb am Presscafé stehen, um Tabak und die Abendzeitung zu kaufen, und dann war sie neben mir und sagte: "Soll ich warten."

Sie fragte nicht, sie sagte es einfach und schaute dabei auf den Boden, ihre Stimme war aber überhaupt nicht verlegen, sondern fest und ein wenig rau. Sie war sehr jung, vielleicht neunzehn oder zwanzig Jahre alt, mein Unbehagen

löste sich auf und wich Überlegenheit. Ich sagte:
"Ja", ohne eigentlich zu wissen, warum, bezahlte
Tabak und Zeitung, und dann liefen wir nebenei-
100 nander her zur U-Bahn. Der Zug kam, wir stie-
gen ein; sie schwieg, stellte ihre alberne Hut-
schachtel ab, und kurz bevor die Situation unan-
genehm wurde, fragte sie: "Wo kommst du her?"
Diesmal war es eine wirkliche Frage. Ich hätte
sagen können, dass ich meine Freundin in Ham-
105 burg besucht hatte, aber aus irgendeinem Grund
sagte ich: "Ich war mit meinem Vater fischen."
Sie starrte auf meinen Mund, ich war nicht si-
cher, ob sie überhaupt zugehört hatte, aber
plötzlich wusste ich, dass sie beschlossen hatte,
110 mich haben zu wollen. Sie musste mich schon
vorher gesehen haben, vielleicht in Hamburg,
vielleicht in Berlin. Sie kannte mich, bevor ich sie
das erste Mal wahrgenommen hatte, und als ich
mich neben sie stellte, um eine Zigarette zu
115 rauchen, zog sie die Schultern nach vorn, weil
sie begonnen hatte zu handeln. Sie hatte diese
Situation geplant, sie hatte gewusst, dass es so
kommen würde, und jetzt wurde sie mir unheim-
lich. Ich zog meinen Rucksack auf die Schulter,
120 sagte: "Ich muss aussteigen." Sie holte mit un-
glaublicher Schnelligkeit einen Stift aus ihrer
Hutschachtel, schrieb etwas auf einen Zettel und
drückte ihn mir in die Hand - "Du kannst mich
anrufen." Ich antwortete nicht; stieg aus, ohne
125 mich zu verabschieden, und steckte den Zettel in
die Tasche meiner Jacke, statt ihn wegzuerwerfen.

Dieser Mai war warm und sonnig. Ich stand früh
auf, arbeitete viel im Atelier, schrieb ungezählte
Briefe an Verena. Sie schrieb selten zurück, aber
130 manchmal rief sie an, um mir irgendwelche
Geschichten zu erzählen, und dann genoss ich
ihre Stimme und ihre Unbeschwertheit. In mei-
nem Hinterhof blühten die Linden, ich spielte mit
den Türkenjungs Fussball und sehnte mich nach
135 Verena, ohne mich zu quälen. Wenn es dunkel
wurde, zog ich los, die Stadt war wie in einem
kleinen Rausch, ich ging trinken und tanzen, es
gab Fraün, die mir gefielen, aber dann dachte ich
an Verena und ging allein nach Haus. Zwei Wo-
140 chen später fand ich in meiner Jacke Sonjas
Zettel wieder. Sie hatte in grossen, runden Zah-
len ihre Telefonnummer und darunter nur ihren
Vornamen aufgeschrieben, ich sagte ihn leise
vor mich hin - "Sonja". Dann rief ich sie an. Sie
145 ging ans Telefon, als hätte sie seit zwei Wochen
danebengesessen und nichts anderes getan, als
auf meinen Anruf gewartet. Ich musste mich

nicht erklären, sie wusste sofort, wer ich war,
und wir verabredeten uns für den Abend in ei-
nem Cafe am Ufer.

150 Ich legte auf, bereute nichts, rief Verena an und
schrie gut gelaunt in den Hörer, dass ich sie bis
zum Verrücktwerden lieben würde. Sie kicherte
und sagte, sie käme in drei Wochen nach Berlin;
155 dann fing ich an zu arbeiten, pfiff die Melodie
von Wild Thing und ging gegen Abend los, die
Hände in den Taschen und kein bisschen aufge-
regt. Sonja kam eine halbe Stunde zu spät. Ich
sass an der Bar und hatte mein zweites Glas
160 Wein bestellt, als sie das Cafe betrat. Sie trug ein
unglaublich altmodisches, rotes Samtkleid, und
ich bemerkte irritiert, dass sie Aufsehen erregte.
Sie stöckelte auf viel zu hohen Schuhen auf mich
zu, sagte "Hallo" und "Entschuldigung", und ich
165 war kurz versucht ihr zu sagen, dass ich sie
unmöglich fand, ihre Aufmachung, ihre Unpünk-
lichkeit, ihre ganze Person. Aber dann grinste
sie, kletterte auf den Barhocker, kramte ihre
Zigaretten aus einem winzigen Rucksack hervor,
170 und mein Ärger löste sich in Belustigung auf. Ich
trank meinen Wein, drehte mir eine Zigarette,
grinste zurück und fing an zu reden. Ich redete
über meine Arbeit, meine Eltern, meine Vorliebe
fürs Fischen, über meinen Freund Mick und über
175 Amerika. Ich redete über Leute, die im Kino mit
Bonbonpapier knistern, über Francis Bacon und
Pollock und Anselm Kiefer. Ich erzählte von
Dänemark, von den Türkenjungs in meinem
Hinterhof und von dem Geliebten, den meine
180 Mutter vor zehn Jahren gehabt hatte, von der
Zubereitung von Lamm und Kaninchen, vom
Fussball und von Griechenland. Ich schilderte
Kios und Athen, die Brandungswellen vor Husum
und das Laichen der Lachse im Sommer in Nor-
185 wegen. Ich hätte Sonja zu Tode reden können,
und sie hätte sich nicht gewehrt. Sie sass einfach
da, den Kopf in die Hände gestützt, schaute mich
an, rauchte irrsinnig viele Zigaretten und trank
ein einziges Glas Wein. Sie hörte mir geschlage-
190 ne vier Stunden lang zu. Ich glaube tatsächlich,
sie sagte während dieser ganzen Zeit nicht ein
Wort. Als ich fertig war, bezahlte ich für uns
beide, wünschte ihr eine gute Nacht, nahm ein
Taxi nach Hause und schlief acht Stunden lang
195 traumlos und tief.

Ich vergass Sonja sofort. Ich bereitete meine
Ausstellung vor, es wurde Juni, und Verena kam
nach Berlin. Sie brachte meine Pfandflaschen

zurück, kaufte Unmengen von Lebensmitteln ein,
200 stellte die Küche mit Fliedersträussen voll und
war ständig bereit, mit mir ins Bett zu gehen. Sie
sang in der Wohnung, während ich arbeitete, sie
putzte meine Fenster, telefonierte Stunden mit
ihren Freunden in Hamburg und kam immerzu
205 ins Atelier gelaufen, um mir irgend etwas zu
erzählen. Ich kämpte ihre Haare, fotografierte
sie von allen Seiten und begann von Kindern und
vom Heiraten zu sprechen. Sie war ziemlich
gross, auf der Strasse drehten sich die Männer
210 nach ihr um, sie roch wunderbar, und ich meinte
es ernst.

Am Ende des Monats eröffnete ich die Ausstel-
lung. Verena war zum Bahnhof gefahren, um ihre
Freunde abzuholen, und ich lief unruhig in der
215 Galerie auf und ab, hängte ein letztes Bild noch
einmal um und war nervös. Gegen sieben Uhr
kam Verena zurück, scheuchte ihre Freunde an
meinen Bildern vorbei, und ich verliess die Gale-
rie, um fünf Minuten alleine zu sein. Ich ging auf
220 die andere Strassenseite, und dort, in einem
Hauseingang, stand Sonja. Ich weiss bis heute
nicht, ob sie zufällig vorbeigekommen war oder
ob sie auf irgendeine Art und Weise von der
Ausstellung erfahren hatte, sie kannte nur mei-
225 nen Vornamen, und ich hatte von der Galerie
nichts erzählt. Sie stand da und sah unglaublich
wütend aus, anmassend wütend geradezu, und
dann sagte sie: "Du wolltest dich melden. Du
hast dich nicht gemeldet. Ich wüsste gerne,
230 warum, denn ich find's nicht gut." Ich war wirk-
lich verblüfft über diese Unverschämtheit, ich
wurde ärgerlich und unsicher und sagte: "Meine
Freundin ist hier. Ich kann mich nicht aufteilen.
Ich will nicht." Wir standen voreinander, starrten
235 uns an. Ich fand sie taktlos. Ihre Mundwinkel
begannen zu zittern, und ich hatte das Gefühl,
dass irgend etwas völlig falsch lief. Sie sagte:
"Kann ich trotzdem reinkommen?", ich sagte:
"Ja", drehte mich um und ging in die Galerie
240 zurück.

Zwanzig Minuten später kam sie rein. Es war
inzwischen voll geworden, sie fiel überhaupt
nicht auf, dennoch sah ich sie sofort. Sie kam
rein mit einem ganz angespannten Gesichtsaus-
245 druck und einer bemüht stolzen Haltung. Sie
wirkte sehr klein und verletzlich. Sie suchte
mich, ich schaute sie an und sah dann zu Vere-
na, die an der Bar stand. Sonja folgte meinem
Blick und begriff sofort. Ich hatte keine Angst vor

250 einer Szene, es hätte keinen Grund für irgendei-
nen Skandal gegeben. Trotzdem wusste ich,
dass er möglich war und dass' er nicht gesche-
hen würde, wusste ich ebenso. Ich sah Sonja
hinterher, wie sie vor meinen Bildern auf und ab
255 lief; das einzige, wodurch sie sich verriet, war
die Tatsache, dass sie vor jedem Bild eine halbe
Stunde lang stehenblieb. Ich sass auf meinem
Stuhl, beobachtete sie und trank jede Menge
Wein, zwischendurch kam Verena und redete
260 irgend etwas von "stolz auf mich sein". Es ging
mir ganz gut, aber unter all dem spürte ich eine
Unruhe, die mir fremd war. Sonja sah mich nicht
noch einmal an. Nachdem sie vor dem letzten
Bild eine Viertelstunde lang ausgeharrt hatte,
265 marschierte sie entschlossen zur Tür und ging.

Im Juli fuhr Verena zurück nach Hamburg. Ich
wurde ihrer nicht müde, ich war mir sicher, ein
ganzes Leben mit ihr verbringen zu können, aber
als sie fort war, vertrockneten die Fliedersträus-
270 se in der Küche, die Pfandflaschen sammelten
sich wieder an, der Staub flirrte durchs Atelier,
und ich vermisste sie nicht. Die Stadt war für
Wochen in ein gelbes Licht getaucht, es war
sehr heiss, und ich verbrachte Stunden damit, in
275 meinem Zimmer nackt auf dem Holzboden zu
liegen und an die Decke zu starren. Ich war nicht
unruhig, nicht gereizt, ich war müde und in ei-
nem seltsamen Zustand der Emotionslosigkeit.
Vielleicht rief ich Sonja deshalb doch noch ein-
280 mal an, ich fand das Ganze eigentlich hoffnungs-
los, aber, mein Gott, es war Hochsommer, in
meinem Hinterhof sassen die türkischen Frauen
und rupften Gänse, die weissen Federn taumel-
ten bis zu meinem Fenster empor; ich wählte
285 Sonjas Nummer und liess es zehn oder zwanzig
Mal klingeln. Sie war nicht zu Hause. Jedenfalls
ging sie nicht ans Telefon. Ich versuchte es wie-
der und wieder, ich hatte eine fast grössen-
wahnsinnige Lust, sie zu quälen, sie leidend zu
290 machen. Sonja entzog sich.

Sie entzog sich fast vier Monate lang. Erst im
November bekam ich über die Galerie eine Karte
von ihr zugeschickt, es war ein Schwarzweissfo-
295 to von irgendeiner tschechowitzartigen Gesell-
schaft, und auf der Rückseite stand eine Einla-
dung zu einem Fest. Ich putzte meine Schuhe,
konnte mich lange nicht zwischen der Lederjacke
und dem Mantel entscheiden, wählte die Leder-
jacke und ging gegen Mitternacht los; ich war
300 nervös, weil ich wusste, dass ich niemanden auf

diesem Fest kennen würde. Ich irrte lange durch das Industrieviertel, in dem Sonja damals lebte. Das Haus, in dem sie wohnte, stand zwischen einer Autoschrottpresse und einer Fabrik direkt
305 an der Spree, es war ein graues, altes Mietshaus, und bis auf die hellerleuchteten Fenster im dritten Stock war es dunkel. Ich schwankte die Treppen empor; das Flurlicht funktionierte nicht. Ich war hin- und hergerissen zwischen albernem
310 Gelächter und Verärgerung; ich empfand plötzlich all das wie eine Zumutung. Aber dann war ich oben angelangt, die Wohnungstür stand offen, irgend jemand zog mich in den Flur, und dort stand Sonja. Sie stand an die Wand gelehnt, sie sah ein bisschen betrunken aus, sie lächelte mich an mit einem absolut siegesgewissen Gesichtsausdruck, und ich fand sie zum ersten Mal schön. Neben ihr stand eine kleine Frau in einem
315 seetanggrünen, langen Kleid und mit einer unglaublichen Fülle von rotem Haar, und Sonja deutete auf mich und sagte: "Das ist er." Sie hatte vielleicht fünfzig

Leute eingeladen, ich war mir sicher, dass sie mit den wenigsten wirklich befreundet war. Aber
325 es war eine Zusammenstellung von Gästen, Gesichtern und Charakteren, die dazu führte, dass dieses alte Mietshaus an der Spree sich irgendwann von der Wirklichkeit zu lösen schien. Empfindungen dieser Art sind mir eigentlich
330 fremd, doch manchmal - sehr selten - gibt es Feste, die man nicht vergisst, und Sonjas Fest war ein solches. Aus drei oder vier fast leeren Zimmern schien Kerzenlicht, irgendwo sang Tom Waits, ich war überhaupt nicht betrunken, und dennoch begann alles - zu schwimmen. Ich ging in die Küche und holte mir ein Glas Wein, und dann spazierte ich durch Sonjas Zimmer und führte eine Unzahl absonderlicher Gespräche mit
335 einer Unzahl absonderlicher Menschen. Sonja schien überall zu sein. Wo auch immer ich war, stand sie an der anderen Seite des Raumes, vielleicht war auch ich immer dort, wo sie war. Sie hatte sich eine Menge Verehrer eingeladen, jedenfalls war sie ständig von einer wechselnden
340 Gruppe junger Männer umgeben, und sie hatte meist diese rothaarige Frau neben sich. Sonja trank Gläser voll Wodka und hatte immer eine Zigarette in der Hand; wir redeten mit irgend jemand und schauten uns dabei durch den Raum
350 hinweg an. Ich glaube, wir wechselten fast kein einziges Wort miteinander. Es war nicht nötig, sie schien es schön zu finden, dass ich da war,

und ich genoss es, mich in ihrer Wohnung zu bewegen und mir dabei von ihr zuschauen zu lassen.
355

Irgendwann sah ich sie mit einem sehr grossen und merkwürdig ungelenken Mann an der Wohnungstür stehen, sie lehnte sich an ihn, ich spürte ein leises Ziehen im Magen, und vielleicht
360 eine halbe Stunde später war sie weg. Sie war einfach verschwunden. Vor den Fenstern wurde das Licht grau, ich lief durch die Zimmer und versuchte, sie zu finden, aber sie war nicht mehr da. Die kleine, rothaarige Frau kam auf mich zu,
365 ihr Lächeln war genauso siegesgewiss wie Sonjas vor Stunden, sie sagte: "Sie ist weg. Sie geht immer zum Schluss." Also trank ich meinen Wein aus, zog meine Jacke an und ging ebenfalls. Ich glaube, ich hoffte, dass sie unten auf mich warten würde, ein wenig frierend, die Hände in den Taschen eines Wintermantels, aber natürlich wartete sie nicht. Die Spree war wie aus Stahl in diesem Morgenlicht, ich stolperte die Strasse entlang; es war sehr kalt, und ich weiss noch, ich war sehr wütend. Danach sah ich Sonja fast jede Nacht. Ich begann wieder früh aufzustehen, trank zwei Kannen Tee, duschte eiskalt, fing an zu arbeiten. Gegen Mittag schlief ich eine Stunde lang, trank dann Kaffee, las die Tageszeitung,
380 arbeitete weiter. Ich war in einem gleichzeitig wilden und kalten Rausch der Bilder und Farben; ich hatte das Gefühl, niemals vorher so klar im Kopf gewesen zu sein. Sonja kam sehr spät am Abend; manchmal war sie so müde, dass sie an meinem Küchentisch einschlieft, aber sie kam immer, und sie sah immer tapfer aus. Ich kochte für uns, wir tranken eine Flasche Wein miteinander, ich räumte das Atelier auf, während sie auf Strümpfen leise hinter mir herlief. Ich wusste
385 nicht, dass die Tatsache, dass ich sie in meine Wohnung und in mein Atelier liess, dass sie an meinem Küchentisch und inmitten meiner Notizen sitzen konnte, dass ich vor ihren Augen Fotos entwickelte und kleine Zeichnungen malte,
395 ein Geschenk für Sonja war. Auf ihre Art nahm sie mich sehr ernst. Sie betrat das Atelier mit einer fast sakralen Andacht, sie stand vor meinen Bildern mit der Ehrfurcht eines Museumsbesuchers, und sie setzte sich an meinen Küchentisch, als bekäme sie eine Audienz. Sie störte mich nicht, weil mir all das damals eigentlich nicht bewusst war. Sie ging mir nicht auf die Nerven, weil sie viel zu eigensinnig und zu zäh war. Ich bemerkte nicht, dass Sonja dabei war,

405 sich in meinem Leben zu verhaken. Sie war für
mich in diesen Nächten eine kleine, müde und
von irgend etwas besessene Person, die mir auf
ihre seltsame Art Gesellschaft leistete; die bei
mir sass, mir zuhörte, mir ein eitles Gefühl von
410 Wichtigkeit verlieh.

Sonja redete nie. So gut wie nie. Ich weiss bis
heute nichts über ihre Familie, ihre Kindheit, ihre
Geburtsstadt, ihre Freunde. Ich habe keine Ah-
nung, wovon sie lebte, ob sie Geld verdiente
415 oder ob jemand sie aushielt, ob sie berufliche
Wünsche hatte, wohin sie wollte, und was. Der
einzige Mensch, von dem sie manchmal sprach,
war diese kleine, rothaarige Frau, die ich auf
ihrem Fest gesehen hatte; sonst erwähnte sie
420 niemanden, erst recht keine Männer, obgleich
ich sicher war, dass es genug davon gab. In
diesen Nächten redete ich. Ich redete wie zu mir
selbst, und Sonja hörte zu, und oft schwiegen
wir, und auch das war gut. Ich mochte ihre Be-
425 geisterung für bestimmte Dinge, für den ersten
Schnee, über den sie ausser sich geraten konnte
wie ein Kind, für ein Orgelkonzert von Bach, das
sie auf meinem Plattenspieler immer und immer
wieder von vorne laufen liess, für türkischen
430 Kaffee nach dem Essen, U-Bahnfahren früh
morgens um sechs, das Beobachten der Szenen
hinter den hellerleuchteten Fenstern in meinem
Hinterhof in der Nacht. Sie stahl Kleinigkeiten
aus meiner Küche, wie Walnüsse, Kreiden und
435 selbstgedrehte Zigaretten, und bewahrte sie in
den Taschen ihres Wintermantels auf wie Heilig-
tümer. Sie brachte fast jeden Abend irgendwel-
che Bücher mit, die sie auf meinen Tisch legte,
sie bat mich inständig, sie zu lesen, ich las sie
440 nie und weigerte mich auf ihr Nachfragen, mit ihr
darüber zu sprechen. Wenn sie im Sitzen ein-
schlief, liess ich sie eine Viertelstunde lang
schlafen und weckte sie dann mit der Distanz
eines Schullehrers. Ich zog mich um, und dann
445 gingen wir aus, Sonja an meinen Arm geklam-
mert und fasziniert von unseren Fussspuren, den
einzigen im frischgefallenen Schnee auf dem
Hof.

Wir zogen von einer nächtlichen Bar in die
450 nächste, tranken Whisky und Wodka, und
manchmal löste sich Sonja von meiner Seite,
setzte sich an einen anderen Platz an der Bar
und tat so, als würde sie mich nicht kennen, bis
ich sie unter Lachen zurückrief. Sie wurde stän-
455 dig angesprochen, entzog sich aber immer und

stellte sich mit stolzer Miene wieder neben mich.
Mir war das völlig egal. Ich fühlte mich durch ihre
seltsame Attraktivität geschmeichelt, ich beo-
bachtete sie mit beinahe wissenschaftlichem
460 Interesse. Manchmal, denke ich, hätte ich mir
gewünscht, sie mit einem dieser Verehrer ver-
schwinden zu sehen. Sie aber blieb in meiner
Nähe, solange, bis es draussen hell wurde und
wir die Bar verliessen, die Augen gegen das
465 graue und strähnige Morgenlicht zukneifend. Ich
brachte sie zu einer Bushaltestelle und wartete,
bis der Bus kam. Dann stieg sie ein, sah zittrig
aus und traurig, ich winkte kurz und ging los, in
Gedanken schon wieder bei meinen Bildern.

470 Heute denke ich, dass ich in diesen Nächten
wohl glücklich war. Ich weiss, dass sich die Ver-
gangenheit immer verklärt, dass die Erinnerung
besänftigend ist. Vielleicht waren diese Nächte
auch einfach nur kalt und in zynischer Weise
475 unterhaltsam. Heute aber kommen sie mir so
wichtig vor und so verloren, dass es mich
schmerzt.

Verena war in dieser Zeit auf Reisen, sie fuhr
durch Griechenland, Spanien, Marokko, sie
480 schickte Karten von Palmenstränden und von
Arabern auf Kamelen, und manchmal rief sie
mich an. Wenn Sonja zufällig da war, stand sie
auf und verliess den Raum; sie kam erst wieder,
wenn ich ihr durch Rumoren und Stühlerücken zu
485 verstehen gab, dass das Gespräch beendet sei.
Verena schrie in den Hörer, die Verbindung war
meist schlecht, ein Meeresrauschen und ein
Wind, so schien es, und ich konnte mich damit
über meine plötzliche Wortkargheit retten. Ich
490 vergass Verena nicht. Ich dachte an sie, ich
schickte Briefe und Fotografien in ihre Hambur-
ger Wohnung, ich freute mich über ihre Anrufe.
Sonja hatte mit all dem nichts zu tun, hätte man
mich gefragt, ob ich in sie verliebt sei, so hätte
495 ich erstaunt und sicher geantwortet nein. Verena
meinte dennoch, Veränderungen feststellen zu
können, sie schrie ins Telefon, dass ich ihr nichts
mehr zu sagen hätte, sie wollte wissen, wie oft
ich sie mit anderen Frauen betrog. Ich musste
500 lachen, und sie legte auf. Im Januar kam eine
Karte aus Agadir, auf der sie mir ihre Ankunft für
Ende März mitteilte - Ich komme im Frühling,
schrieb sie, und dann bleibe ich lang. Ich legte
die Karte auf den Küchentisch und wartete, bis
505 Sonja sie fand. Ich wusste, dass sie gewohn-
heitsmässig, ohne unverschämt neugierig zu

sein, die Zettel und Papiere auf meinem Schreibtisch durchblättert. An diesem Abend sah ich ihr von der Tür aus zu, sie stand am Tisch, betrachtete ein Foto, malte mit meinen Kreiden herum, drehte sich eine Zigarette und sah dann die Karte, auf deren Vorderseite ein Feuerwerk abgebildet war. Sie las und liess die Karte in der Hand; sie stand still, dann wandte sie sich zu mir um, als hätte sie gewusst, dass ich dastand und sie beobachtete. "Tja", sagte ich. Sie sagte gar nichts. Sie starrte mich einfach an, und ich bekam fast so etwas wie Angst. Wir gingen zusammen aus, und alles war falsch, ich fühlte mich schuldig und war wütend, ich hatte das Gefühl, ihr etwas erklären zu müssen, von dem ich nicht wusste, was es war. In dieser Nacht schlief sie das erste Mal bei mir. Ich hatte sie noch nie geküsst, ich hatte sie noch nie berührt, wir gingen nachts Arm in Arm durch die Strassen, und dabei blieb es. Sie zog sich eines meiner Hemden an, während ich im Bad war, als ich ins Zimmer zurückkam, hockte sie schon in meinem Bett und klapperte mit den Zähnen. Es war unglaublich kalt, ich legte mich zu ihr, wir lagen Rücken an Rücken, einzig die kalten Sohlen unserer Füsse berührten sich wirklich. Sonja sagte: "Gute Nacht", ihre Stimme war weich und klein, ich fühlte mich fürsorglich und auf eine unwirkliche Art gerührt. Ich war überhaupt nicht erregt, nichts hätte mir ferner gelegen, als jetzt mit ihr zu schlafen, dennoch war ich beleidigt, als ich an ihren ruhigen und gleichmässigen Atem- 71 zügen bemerkte, dass sie schon eingeschlafen war. Ich lag noch lange wach, es wurde warm unter der Bettdecke, ich rieb meine Füsse ganz sacht an ihren. Ich weiss noch, dass es wie inestuös gewesen wäre, mit ihr zu schlafen, ihre Brüste zu berühren, ich fragte mich, wie es sein würde, Sonja zu küssen, dann schlief ich ein. Am Morgen war sie fort, auf dem Küchentisch lag ein kleiner, abgerissener Zettel mit einem Gruss, ich ging ins Bett zurück und zog mir das Hemd an, das sie in der Nacht getragen hatte.

So verschwand sie wieder. Sie kam am nächsten Abend nicht und nicht am übernächsten. Ich wartete drei Abende lang, dann begann ich wiederum, sie anzurufen. Sie ging nicht ans Telefon, oder sie war tatsächlich nicht da. Ich fing an, am Tag durch die Stadt zu streifen, ich sass nutzlos in Cafes herum, von denen sie manchmal gesprochen hatte, ich stand Stunden

vor dem alten Mietshaus an der Spree; sie blieb verschwunden. Hinter ihren Fenstern brannte niemals Licht, aber an der Tür stand noch immer ihr Name, und das Stück Papier, das ich zur Kontrolle manchmal unter den Türrahmen legte, war immer wieder verschoben. Auf ihre Weise entkam sie mir, und als es März wurde, war ich der Suche überdrüssig und begann, mich auf Verena vorzubereiten. Ich räumte meine Wohnung auf und versuchte die Spuren von Sonjas Besuchen zu verwischen. Tatsächlich aber gab es 72 überhaupt keine Spuren. Drei Monate mit einer müden, verwunschenen kleinen Sonja hatten nichts hinterlassen; ich suchte umsonst und ärgerte mich über mich selbst. Ich rief zum ersten Mal seit Ewigkeiten meinen Freund Mick an, wir gingen Billard spielen und Bier trinken, tanzten mit irgendwelchen Frauen und schlugen uns eine Woche lang durch sämtliche Bars der Stadt. Ich machte hin und wieder den Versuch, etwas von Sonja zu erzählen, dann brach ich ab – was eigentlich hätte ich erzählen sollen, ich wusste es selbst nicht. Ende März schmolz der letzte Schnee von den Dächern und die Mauersegler kamen zurück. Ich schenkte den Türkenjungs einen neuen Fussball und schnitt mir die Haare kurz. Ich wartete auf irgend etwas, und als eines Abends Verena plötzlich vor der Tür stand, hörte ich auch damit auf. Ich war angekommen. Ich schlief abends neben Verena ein, ich wachte morgens neben ihr auf, ich flocht ihr Haar zu Zöpfen und schenkte ihr eine Espressomaschine. Sie schien länger bleiben zu wollen, und ich fragte sie nicht, wie lange. Ich arbeitete, sie spazierte durch die Stadt; am Abend gingen wir ins Kino und sassen in den kleinen Cafes am Ufer. Verena hängte ihre Sachen in meinen Schrank und fing an, in einer Bar um die Ecke zu arbeiten; wenn das Telefon klingelte, ging sie an den Apparat. Mick sagte, sie wäre so ziemlich das Schönste, was er je gesehen hätte, und ich stimmte ihm zu. Die Tage bekamen ihren eigenen, stetigen Rhythmus. Ich fühlte mich wohl, vielleicht glücklich, bestimmt sehr ruhig. Im Hof begannen die Linden zu blühen, und die ersten Sommergewitter zogen über die Stadt, es wurde heiss. Nur selten hatte ich auf der Strasse das Gefühl, jemand liefe dicht hinter mir her; ich drehte mich um, und da war niemand, aber das Gefühl der Irritation blieb. Es gab Augenblicke, in denen ich mich nach etwas sehnte, von dem ich nicht genau wusste, was es war, ein Ereignis

vielleicht, irgendeine Art der Sensation, der Veränderung, aber diese Sehnsucht verschwand ebenso schnell, wie sie gekommen war.

615 An einem Vormittag im Juni fuhren wir mit den Rädern zum Freibad unten an der Spree, Verena bezahlte für uns beide, behauptete, sie sei verrückt nach Wasser und lief barfuss vor mir über die Liegewiese auf der Suche nach einem freien Platz. Im winzigen Schatten einer Birke blieb sie triumphierend stehen, breitete ihr Handtuch aus, setzte sich hin. Direkt neben ihr sass Sonja. Mein Herz schlug einen absurden Moment lang hoch, ich dachte flüchtig, dass dieses Schlagen wohl doch die ersehnte Veränderung sei, das Stolpern im Rhythmus. Ich blieb stehen und starrte von Verena zu Sonja, und Sonja blickte von dem Buch hoch, in dem sie las, und sah mich, und dann sah sie Verena. Ich sagte: "Verena. Ich will hier nicht sitzen", und schaute in Sonjas Gesicht, das auf eine seltsame Weise wie aufgerissen aussah. Sie hatte sich die Haare wachsen lassen, sie war 74 braun in einem blaün Badeanzug und sehr dünn. Mir tat all das entsetzlich leid; Verenas Stimme kam von fern - "Das ist der beste Platz, den dieses Schwimmbad zu bieten hat." Sie schien nichts' zu merken, und ich spürte, dass mir der Kopf zitterte. Sonja stand sehr langsam auf, schlüpfte schlafwandlerisch in ein rotes Kleid und wandte sich zum Gehen. Verena redete irgend etwas, ich verstand sie nicht mehr. Ich hörte nur nichts Misstrauisches in ihrer Stimme, also liess ich meine Tasche neben ihre fallen und lief Sonja einfach hinterher. Ich holte sie am Ausgang des Schwimmbades ein. Sie ging rasch und gerade und sah von hinten aus wie ein kleiner, roter Stock. Ich rannte fast, dann war ich neben ihr und hielt sie am Arm fest. Ihre Haut glühte von der Sonne, sie drehte mir ihr verrückt ernstes Gesicht zu und sagte: "Wollen wir uns sehen oder nicht."

650 Der Ton in ihrer Stimme war derselbe, in dem sie damals am Bahnhof gesagt hatte: "Soll ich warten", ich fühlte mich wie ein Idiot und völlig durcheinander, und dann sagte ich: "Ja", und sie sagte: "Na also", machte sich los und lief durch das Tor hinaus auf die Strasse. Ich schaute ihr hinterher, bis sie nicht mehr zu sehen war, dann kehrte ich zurück zu Verena, die sich auf dem Rücken liegend sonnte und nichts begriffen hatte. Das Gras war dort, wo Sonja gesessen hatte, zerdrückt; ich starrte auf die zwei, drei

Zigarettenkippen, die sie hinterlassen hatte, und bekämpfte das Gefühl, die Kontrolle verloren zu haben.

665 Ich musste Verena nicht - ich hätte das auch nicht getan, ich hätte Sonja heimlich gesehen -, sie ging von selbst. Sie behauptete, mich in meiner Arbeitsphase, was immer das auch sein mochte, nicht stören zu wollen; sie packte ihre Sachen, kündigte in der Bar und fuhr zurück nach Hamburg. Ich glaube, sie war meiner für eine Weile überdrüssig geworden. Sie hatte sich vergewissern wollen, dass ich sie liebte, diese Gewissheit hatte sie bekommen, also ging sie wieder. Ich brachte sie zum Bahnhof, fühlte mich zerschlagen und selten sentimental; ich sagte: "Verena, irgendwann", und sie lachte und sagte: "Ja." Dieser Sommer war Sonjas Sommer. Wir fuhren zum Rudern hinaus an die Seen, und ich ruderte Sonja über das spiegelglatte, schilfgrüne Wasser, bis mir die Arme schmerzten. Wir assen am Abend in den kleinen Gaststätten der Dörfer Schinkenplatten und Bier -, und Sonja bekam rote Wangen und ganz sonnenhelles Haar. Wir fuhren mit der Bahn nach Hause, Sträusse von Feldblumen im Arm, die Sonja alle mit zu sich nahm. Ich arbeitete selten, studierte die Landkarten der Umgebung und wollte in allen Seen schwimmen gehen, die es gab. Sonja schleppte immer einen Rucksack voller Bücher mit, las mir vor und rezitierte ein Gedicht nach dem anderen. Die Abende waren warm, wir zählten unsere Mückenstiche, und ich brachte ihr bei, auf einem Grashalm zu blasen. Der Sommer war eine Kette aus hellen, blaün Tagen, ich tauchte in ihn hinein und wunderte mich nicht. Wir verbrachten die Nächte in Sonjas Wohnung, durch deren hohe, grosse Fenster man die Spree sehen konnte, wir schliefen nicht miteinander, wir küssten uns nicht, wir berührten uns kaum, eigentlich nie. Ich sagte: "Dein Bett ist ein Schiff", Sonja antwortete nicht - wie immer -, aber sie sah den ganzen Sommer über wie eine kleine Siegerin aus.

705 Ende Juli, wir sassen auf dem winzigen und leeren Bahnhof von Ribbeck und warteten auf den Abendzug zurück in die Stadt, machte Sonja ihren Mund auf und sagte: "Irgendwann wirst du mich heiraten." Ich starrte sie an und schlug eine Mücke auf meinem Handgelenk tot; der Himmel war rötlich, und über dem Wald lag ein blauer Dunst, ich sagte: "Was bitte?" und Sonja sagte: "Ja. Heiraten. Wir werden dann Kinder kriegen

und alles wird gut." Ich fand sie unglaublich blöd. Ich fand sie lächerlich und blöd, und nichts er-
715 schien mir absurder, als gerade Sonja zu heira-
ten und mit ihr Kinder zu bekommen, ich sagte:
"Sonja, das ist lachhaft. Gerade du solltest das
wissen. Wie sollen wir das machen - Kinder
720 kriegen? Wir schlafen noch nicht einmal mitei-
nander." Sonja stand auf, zündete sich eine
Zigarette an, kickte Steinchen und verschränkte
die Arme vor der Brust: "Nun, zu diesem Zweck
werden wir das eben tun. Nur zu diesem Zweck.
725 Es wird gehen, ich weiss das." Ich stand eben-
falls auf, ich hatte das Gefühl, ein unvernünftiges
Kind zur Räson bringen zu müssen: "Du bist
völlig übergeschnappt, Sonja. Was soll dieser
Blödsinn - alles wird gut? Was soll das heissen?
Es ist alles gut, also werden wir nicht heiraten."
730 Die Gleise begannen zu schwingen; ein hoher
Ton lag in der Luft, ganz weit hinten erschien ein
Zug. Sonja stampfte mit dem linken Fuss auf den
Boden, warf ihre Zigarette weg und marschierte
verbockt auf die Schienen zu. Sie sprang vom
735 Bahnsteig, stolperte im Kies und stellte sich
schliesslich breitbeinig auf die Schienenstränge.
Der Zug kam näher, und ich setzte mich wieder.
Sonja schrie wutentbrannt: "Heiratest du mich, ja
oder nein?" Ich musste lachen und schrie zurück:
740 "Liebste Sonja! Ja! Ich heirate dich, wann immer
du willst!" und Sonja lachte auch, der Zug raste,
die Luft roch nach Metall. Ich sagte ihren Namen,
ganz leise und erschrocken, dann sprang sie vom
Gleis zurück auf den Bahnsteig, der Zug dröhnte
745 vorüber, und sie sagte: "Ich will ja noch nicht
jetzt, weisst du. Aber später. Später will ich
schon."

Im Herbst sahen wir uns seltener, und dann ging
sie für eine Weile fort. Sie stand eines Morgens,
750 schon im Wintermantel, vor meiner Tür und
sagte: "Mein Lieber, ich muss verreisen und
hätte gern noch eine Tasse Tee." Ich liess sie
herein, setzte Wasser auf, sie lief durch meine
Wohnung und schien unruhig. Ich fragte sie,
755 wohin sie fahren würde. Sie sagte, sie müsse
arbeiten, einen Monat lang, dann käme sie wie-
der; sie wollte offensichtlich wie immer nichts
erzählen. Wir tranken schweigend den Tee, dann
stand sie auf, zog mich an den Händen hoch und
760 umarmte mich. Ich hielt sie fest, ich konnte mich
nicht richtig wehren gegen ihren Ernst, sie sagte:
"Gib auf dich acht." Und dann ging sie.

Alles, was danach geschah, geschah aus Angst.

Ich glaube, ich hatte Angst vor Sonja, ich hatte
765 Angst vor der plötzlich so naheliegenden Mög-
lichkeit eines Lebens mit einer seltsamen kleinen
Person, die nicht sprach, die nicht mit mir
schlief, die mich meist anstarrte, grossäugig, von
der ich kaum etwas wusste, die ich wohl liebte;
770 letztendlich doch. Ich hatte das Gefühl, ohne
Sonja nicht mehr sein zu wollen. Ich fand sie
unvermutet notwendig für mich, und ich ver-
misste sie. Ich fürchtete, sie käme nie mehr
zurück, und gleichzeitig wollte ich nichts mehr,
775 als dass sie fortbliebe, für immer.

Als der Monat verstrichen war, packte ich einen
kleinen Koffer und fuhr nach Hamburg. Ich
machte der völlig überraschten Verena einen
atemlosen Heiratsantrag, und sie nahm ihn an.
780 Ich blieb drei Wochen lang, reiste mit ihr zu
meinen Eltern und verkündete unsere Hochzeit
für den März des kommenden Jahres. Verena
buchte eine Hochzeitsreise nach Santa Fe, stellte
mich ihrer entsetzlichen Mutter vor und teilte mir
785 mit, dass sie meinen Namen aber nicht anneh-
men werde. Mir war alles egal. Ich fühlte mich
wie ein Ertrinkender und war gleichermassen
grenzenlos erleichtert. Ich hatte das Gefühl, einer
unermesslichen Gefahr im letzten Augenblick
790 entronnen zu sein, ich wählte mich gerettet, in
Sicherheit. Wir stritten uns ein wenig über unse-
ren zukünftigen Wohnort, Verena wünschte,
dass ich nach Hamburg käme, ich sagte, von mir
aus könne alles so weitergehen wie bisher, ver-
795 heiratet oder nicht, und dann fuhr ich zurück
nach Berlin.

In meinem Briefkasten war keine Post, im Atelier
lag wie je der Staub auf den Bildern, und die
Fenster waren mit Spinnweben überzogen. Keine
800 Nachricht von Sonja. Ich war der Herr der Lage,
ich hatte das Schlimmste verhindert, nun wollte
ich gütig sein, schlichtend. Ich fuhr mit dem Rad
zu ihrem Haus, trat kraftstrotzend in die Pedalen,
stürmte die Treppen hoch, pfeifend. Sie war zu
805 Hause, öffnete mir unkonzentriert und offen-
sichtlich in Erwartung eines anderen die Tür,
dann lächelte sie und sagte: "Dir geht es gut, ja?"
Wir setzten uns in eines der grossen, fast leeren
Zimmer, Sonja am Schreibtisch, ich auf einem
810 Sessel am Fenster, die Spree draussen war ganz
braun, und über der Autoschrott presse segelten
die Möwen. Sonja fragte mich nicht, wo ich
gewesen sei. Sie erzählte auch nichts über ihre
Reise, sie sass gerade und ein ganz klein wenig

815 ängstlich aussehend an ihrem Tisch und rauchte
fast besessen eine Zigarette nach der anderen.
Ich redete unbefangen über das Wetter, meine
Pläne für den Winter, die neü Kunstaussstellung in
der Nationalgalerie; ich fühlte mich sicher. Sonja
820 erwähnte das Fest, das sie in diesem November
wiederholen wollte. Ich sagte, ich käme gern,
und sie lächelte steif. "Fährst du mit mir fort, im
Frühjahr?" fragte sie unvermittelt, und ich, der
ich die ganze Zeit über und fast voll Vorfreude
825 gewartet hatte, das endlich sagen zu können,
formulierte meinen vorbereiteten Satz, laut,
deutlich, gut artikuliert und vor allem höflich:
"Das wird nicht gehen. Ich werde Verena heira-
ten, im März." Da schmiss sie mich raus. Sie
830 stand auf, zeigte mit ausgestrecktem Arm zur
Tür, und sie sagte: "Raus." Ich sagte: "Sonja,
komm, was soll das", und sie wiederholte:
"Raus", ohne das Gesicht zu verziehen. Ich fing
an zu lachen, ich war nicht sicher, ob sie es ernst
835 meinte, und dann schrie sie: "Raus!" mit einer
Stimme, die ich überhaupt noch nie von ihr
gehört hatte. Ich stand unsicher auf, ich wusste
nicht mehr genau, womit ich eigentlich gerech-
net hatte. Ich wollte überhaupt nicht gehen, ich
840 wollte Sonja die Fassung verlieren sehen, ich
wollte, dass sie heulte und weiterschrie und
mich vielleicht schlug und was weiss ich. Aber
Sonja setzte sich wieder hin, drehte mir den
Rücken zu und blieb still sitzen. Ich trat von
845 einem Fuss auf den anderen, es blieb still, der
Fluss war unerträglich braun. Ich atmete, und
nichts geschah, und dann ging ich, schloss die
Tür hinter mir, lauschte – nichts. Kein Ausbruch,
kein unterdrücktes Weinen, Sonja rief mich nicht
850 zurück. Ich fuhr mit dem Fahrrad nach Hause,
sehr langsam; ich war – erstaunt. Ich dachte, es
würde wohl weitergehen, weitergehen, irgend-
wie.

Sonja meldete sich nicht, und damit, zumindest,
855 hatte ich gerechnet. Dies war ein Spiel, ich
kannte die Regeln. Ich wartete eine Woche lang,
dann rief ich sie an, selbstverständlich ging sie
nicht ans Telefon. Ich schrieb ihr einen Brief,
dann einen weiteren, dann einen dritten; lauter
860 kleine, alberne Plaudereien und hilflose Ent-
schuldigungen. Selbstverständlich antwortete sie
nicht. Ich blieb ruhig, ich kannte das ja schon, ich
dachte: "Gib ihr Zeit." Ich rief sie regelmässig
drei Mal in der Woche an, liess es zehn Mal
865 klingeln, legte wieder auf. Ich arbeitete, telefo-
nierte mit Verena, ging mit Mick aus, wählte

Sonjas Nummer, so wie man sich die Zähne
putzt oder jeden Morgen in den Briefkasten
schaut. Ich war belustigt und stolz auf Sonja,
870 stolz auf die Zähigkeit, mit der sie sich mir ent-
zog; ich dachte nur, dass es langsam an der Zeit
sei, wieder damit aufzuhören. Ich hatte Lust, sie
zu sehen, es wurde kalt, der erste Schnee fiel.
Ich dachte an den vergangenen Winter, an die
875 Nächte, die sie bei mir gegessen hatte, und ich
wollte all das wiederhaben. Ich dachte: "Komm
schon, Sonja, geh ans Telefon, lass uns spazie-
rengehen, ich wärme dir die Hände, und alles
bleibt so, wie es war."

880 Aber Anfang Dezember lag in meinem Briefkas-
ten der letzte Brief, den ich Sonja geschickt
hatte. Ich betrachtete verwirrt meine eigene
Handschrift und wusste nicht recht, wie ich das
deuten sollte, bis ich auf der Rückseite den
885 Stempel "Empfänger unbekannt verzogen" ent-
deckte. Ich stand ohne zu begreifen in meinem
Hausflur, es war kalt, und ich fror. Ich legte den
Brief in den Kasten zurück und fuhr mit dem
Fahrrad, schlingernd im Schnee, am Fluss ent-
890 lang ins Industrieviertel; ich fuhr langsam und
vorsichtig und weigerte mich, irgend etwas zu
denken. Vor Sonjas Haus schloss ich das Rad an
einem Laternenpfahl an und schaute an den
blinden, dunklen Fenstern empor. Keine Gardi-
895 nen, kein Licht, aber das hatte noch nichts zu
bedeuten. Die Haustür knarrte, als ich sie auf-
stiess; im Flur hing der Geruch von Nässe und
Kohlenstaub. Ich hatte immer das Gefühl gehabt,
dass Sonja hier völlig alleine lebte, und ich ahn-
900 te, dass das Haus nun ganz leer stand. Dennoch
stieg ich die Treppen empor, im zweiten Stock
war das Geländer weggebrochen, und die Stufen
knackten bedenklich. Ich dachte an das Fest, an
das Stimmengewirr, die Musik, an Sonja neben
905 der kleinen, rothaarigen Frau im seetanggrünen
Kleid. Das Namensschild neben ihrer Tür war
abgerissen. Ich drückte auf die Klingel; es blieb
still. Ich spähte durch das Schlüsselloch in den
langen, weissgestrichenen, leeren Flur ihrer
910 Wohnung hinein und wusste, dass sie fort war.
Ich bin mir sicher, dass man das Haus bald ab-
reissen wird. Es ist Februar, ich lege unentwegt
Kohlen in den Ofen, aber es will nicht warm
werden. Ich habe Sonja nicht mehr wiedergese-
915 hen, und ich habe nichts mehr von ihr gehört.
Die linden auf dem Hof ticken mit ihren kahlen
Zweigen gegen mein Fenster, es ist an der Zeit,
für die Türkenjungs einen neüen Fussball zu kau-

fen. Ich warte darauf, dass ich irgendwann dieser
920 kleinen, rothaarigen Frau begegne, um sie zu
fragen, wo Sonja jetzt lebt und wie es ihr geht.
Manchmal habe ich auf der Strasse das Gefühl,
jemand liefe dicht hinter mir her, ich drehe mich
dann um, und da ist niemand, aber das Gefühl
925 der Irritation bleibt.

Terézia Mora

Der Fall Ophelia, 2005

Ich schwimme fünfzigmal quer. Das ist noch gar nichts, ruft die Schwimmbadputzfrau. Letztes Jahr, da war hier ein Mädchen, das schwamm fünfzigmal längs. Die Schwimmbadputzfrau ist
5 dick wie ein Buddha.

Längs sind es fünfundzwanzig Meter, quer zwölf. Längs ist mir zu lang. Ich schwimme erst seit einem Jahr. Nach fünfzigmal Querschwimmen ruhe ich mich aus. Ich lege mich aufs Wasser,
10 breite die Arme aus. Das ist noch gar nichts, ruft die Schwimmbadputzfrau, aber ich höre ihr nicht zu.

Ophelia hatte mich der Meister genannt. Ich mußte Meister zu ihm sagen. Ophelia, sagte der
15 Meister, was schwebst du dahin? Ist das alles, was du kannst?

Die Bilder, die ich sehe, sind immer andere. Gesicht nach oben sind sie orange, gelb, dann grün, lila, wie die Sonne, wie Feueröfen, Brand-
20 flecke. Nach unten sind sie alles, was ich will. Silberne Schriftzeichen auf schwarzem Grund. Gebäude, Straßen, Tiere, die es nicht gibt. Nach unten liegt mein Gesicht im Wasser. Ich halte die Luft an: Mississippi eins, Mississippi zwei, Mis-
25 sissippi drei, ... vier... Ich schwebe. Still. Das Wasser greift mir in die Ohren, drückt und hält mich fern vom Rand. Meine Arme und Beine fliegen wie Wasserpflanzen. Ich sehe, wie mein Herz unter dem Badeanzug schlägt. Ich höre die
30 Luftblasen, die aus meinem Mund hinaufsteigen, an der Oberfläche zerplatzen und Kreise ziehen. Ihre Wellen kratzen hell an der Beckenwand. Der Wind stößt sie an, sie fallen in den Abfluß, in die Rohre zurück, gurgeln hinunter in die Kanalun-
35 terwelt. Ich sehe sie: silberne Spuren auf schwarzem Grund. Sie verlassen mich. Das Schweben schrumpft, fließt aus den Fingerspitzen, zieht sich zurück in die Brust. Die letzte Luftblase steigt aus meinem Mund. Ich drehe
40 mich ihr hinterher. Hinter geschlossenen Lidern ist der Himmel rot. Kühl. Ich atme hinauf. Es schmerzt ein wenig. Ophelia, ruft mich der Meister, aber ich höre ihn nicht.

Eine Kneipe, ein Kirchturm, eine Zuckerfabrik. Ein
45 Schwimmbad. Ein Dorf.

Niedrige, zweiäugige Häuser, grüne Tore, und

hinter jedem der Tore ein Bastard an die Kette gelegt. Die Ketten sind unterschiedlich lang. Zehn Monate im Jahr Dauerregen, Wind und
50 Melassegeruch, und Fabrikruß, der auf die Weißwäsche fällt. Der Rest ein weißer Sommer, Puderzuckerwinde und schmelzender Straßenteer. Frühmorgens, unterwegs zum Schwimmbad, gehe ich barfuß darüber. Am Ende der
55 Straße kurz umgeschaut und unter dem Schlagbaum durch, die Abkürzung über die Bahnschienen nehmen, den Geranienbahnhof rot-weißgrün rechts liegenlassen und mit hohen Knien über das ölige Gleisbett gestakst. Mein mor-
60 gendlich schlanker Schatten springt stufig über das Schienenpaar. Ein Strichmännchen mit Knubbel als Knie. Die Gleise teilen sich vor und hinter dem Dorf, hier gibt es nur zwei davon, wie es Züge gibt am Tag. Die Drähte neben den
65 Schienen summen. Ich denke an Strom und hebe die Knie hoch. Meine Schattenhaare schweben wie Flügel um mich.

Wackersteine in die Taschen, sagte der Meister immer zu mir. Sonst bläst dich mir der Wind
70 noch davon. Er konnte meine Knöchel mit zwei Fingern umfassen. Du solltest fliegen lernen, Ophelia, nicht schwimmen.

Sie ist zu schwach, sagte die Krankenschwester, als wir hierherzogen, und griff mir an Wangen,
75 Augenlider, Waden, Brust. Irgendein Sport wäre gut.

Eine Kneipe, ein Kirchturm. Den Fußballplatz habe ich vergessen. Quadratisch neben dem Quadrat des Schwimmbads, je von einem ge-
80 nauen Viereck einreihiger Pappeln und einer Mauer umfaßt. Einmal zwei Fußballtore und einmal zwei Wasserbecken, einmal warm, einmal kalt, in genauen Quadraten aus Gras. Drüben die Jungs von Tor zu Tor, und hier ich von Wand zu
85 Wand. Quer. Frühmorgens bin ich mit dem Meister allein.

Ein Dorf. Ein Schwimmbad. Das hat mich dann doch überrascht.

Man bohrt nach Wertvollerem und findet Was-
90 ser. Es kommt gelb unter dem Moor hervor und riecht danach: Schwefel, Chlor, Salz, Kohlensäure. Wasserstoff. Vierzig Grad. Es heizt das war-

me Becken, fließt durch die Rohre unter uns,
durch das Gewächshaus neben dem Bad. Hinter
95 den niedrigen Fenstern dicht gedrängt fleisch-
blättrige Pflanzen. In den Badepausen drückt das
Dorf seine Gesichter an die Scheibe. Unbekannte
Blüten atmen von innen, sie von außen die
Scheibe feucht.

100 Schwefel, Chlor, Salz, Kohlensäure. Ich gehe nie
ins warme Becken. Nichts für Leute wie wir, hat
der Meister immer gesagt. Er ist ein Säufer, sagt
man, aber Schwimmen habe er bisher jedem
beigebracht. Im zweiten Becken ist Leitungswas-
105 ser, Temperatur: vierzehn Grad. Ich schwimme
darin fünfzigmal quer. Frühmorgens kalte Luft,
mein Körper darin fühlt sich lau an, später heiß.
Ohne Schweiß kein Preis, Ophelia, sagt der
rotgesichtige Meister neben mir. Er sitzt, die
110 Bierflasche steht am Beckenrand. Das beste Bier
auf dem Kontinent. Aus unserem Wasser ge-
braut. Jetzt weiß ich auch, wieso es so gelb ist.
Davon verstehst du nichts, Ophelia. Paß lieber
auf, daß du mir nicht untergehst. Am besten, du
115 hältst die Klappe, solange du schwimmst. Fünf-
zigmal quer, aber schnell. Die Füße des Meisters
hängen ins Wasser, ich schlage neben ihnen an.
Die letzten Tropfen aus der Flasche fallen auf
seine Zunge, er zieht sie hinein. Jetzt komm mal
120 wieder zu Atem, sagt er, ich hol mir ein neues
Bier. Und geht.

Ich schwebe mit roten Augen himmelwärts,
bodenwärts. Ich bin leicht und heiß. Das Wasser
trägt mich kühl.

125 Scheiße schwimmt oben, sagt der Sohn der
Krankenschwester zu mir. Er ist groß und weiß
wie sie. Er kommt mit den Jungs über die Mauer
geklettert. Er ist mein Feind.

So, sagt er, und preßt Zeigefinger und Daumen
130 zusammen. So könnte ich dich zerquetschen.
Der Apfelkern quillt zwischen seinen Nägeln
hervor, stülpt sein weißes Inneres heraus. Er
schnappt es mit den Lippen auf und zerkaut es.
So, sagt er. Und weißt du auch, warum? Weil ihr
135 Faschisten seid. Darum, sagt er.

In der Geschichtsstunde drehen sich alle um und
starren mich an. Die Lehrerin hat es gerade
erklärt: Wer spricht, wie man in meiner Familie
spricht, ist ein Faschist. Wer bei meiner Mutter
140 in die Privatstunde geht, lernt die Sprache des
Feinds. Die muß man doch als erstes wissen,
sagt meine Mutter. Und: Mach dir nichts daraus.

Wir sind die einzige fremde Familie im Dorf,
wenn man das eine Familie nennen kann, diese
145 drei Generationen Frauen. Alle geschieden,
erzählt man sich, kommen hier her, Kommuni-
sten wahrscheinlich, christlich auf keinen Fall.
Sprechen fremd und beten nicht. Man dreht sich
um zu uns und ist ganz still.

150 Hier ist Ruhe, sagte Mutter, als wir kamen. Das
brauchen wir. Eine Kneipe, ein Kirchturm. Ein
Schwimmbad für den Sport.

Ich gehe barfuß hin. Der Straßenteer ist weich,
er klebt in Flecken an meinen Füßen. Priester,
155 Lehrerin und Postfräulein im voraus grüßen, hat
Großmutter gesagt.

Guten Tag, sage ich zu Herrn Priester, aus Ver-
sehen in unserer Sprache. Er versteht es trotz-
dem, bleibt stehen, über mir. Und fragt mich,
160 warum ich ihn denn nicht lobe, anstatt ihm einen
guten Tag zu wünschen. Ich stehe vor ihm, mein
Badeanzug ausländisch und lila, seine Soutane
schwarz und schwer. Ob er wohl schwimmen
kann? Wie mag es sein: sein weißer Körper mit
165 dem ärmlichen schwarzen Haar, die dünnen
Waden im Wasser. Der Glatzkopf wie eine Boje
darauf. Der Teer unter meinen Füßen kocht, die
Sonne über mir sehr weiß, Herr Priester trägt sie
statt eines Kopfes auf dem Hals, und sein Hals ist
170 kein Hals, nur ein Kragen, um die Soutane ge-
legt. Ich muß ihn loben dafür. Er drängt darauf.

Ich verstehe nicht, sage ich in unserer Sprache.
Guten Tag.

Das Geräusch, wenn sich meine Füße aus dem
175 flüssigen Teer reißen. Bei jedem Schritt etwas
weniger.

Schneller, Ophelia, ruft mir der Meister zu. Mei-
ne Teerfüße treten das Wasser. Der Meister
grinst: Das hast du gut gemacht.

180 Mein Badeanzug ist ausländisch und lila. Im
kalten Schwimmbecken bin ich damit allein.
Umsonst hat der Meister alle schwimmen ge-
lehrt. Das Dorf bevorzugt das warme Schwefel-
bad.

185 Sie kommen mit dem Gongschlag, im Puderzu-
ckergeruch, im Laufschrift aus der Fabrik und
über das Schienenpaar, ihrem kurzen Abend-
schatten hinterher. Schnell noch für eine Stunde
in die Brühe, bevor das Becken geschlossen
190 wird. Und Sonntags nach der Messe in aller
Ruhe. Das Wasser frisch eingelassen bis Diens-

tag, und dann wieder bis Donnerstag. Wenn sie kommen, bin ich schon da und bin fünfzigmal quer geschwommen. Ohne Gebet. Ihr werdet in
195 die Hölle kommen, sagt der Sohn der Krankenschwester und macht den Streichholztest mit mir. Denn nur gottesfürchtigen Menschen ist es gegeben, rotköpfige Streichhölzer an schwarzer Reibefläche zu entzünden. Zur Erschwerung hat
200 sie der Krankenschwestersohn ins Wasser getaucht.

In Schwefel, Salz, Chlor, Kohlensäure, Wasserstoff.

Sie sitzen alle darin. Das Wasser ist gut, gut wie
205 Hühnersuppe. Es hat die Farbe davon und den Geschmack. Der Geruch weht aus der Kantine der Fabrik herüber. Dünne, helle Suppe, man trinkt es wie Heilwasser hier.

Sonntags nach der Messe Picknick am Beckenrand: panierte Hühnerkeulen, saure Gurken und Quittenkompott. Die Männer fassen sich nur an den Fingerspitzen an, um genau einmal, schwingend, die Hand zu schütteln. Für nichts davon steigen sie aus dem Wasserleib. Eine große
215 Familie, eine Familienbadewanne, alle in der Fabrik, alle zur Messe. Abends gehen alle Kinder mit Einkaufsnetzen: aus den Löchern aller Netze lugen Bierflaschenhälse. Warum ihr nicht? fragt mich der Junge, mein Feind. Warum müßt ihr
220 alles anders machen, nicht in der Kirche, nicht im Bier, nicht in der Badewanne, fünfzigmal quer, fleißig, was Besseres.

Atmen, Ophelia, hat der Meister immer zu mir gesagt. Du mußt atmen, sonst machst du
225 schlapp. Siehst du nicht, wie ich es mache? Luft aus dem Himmel beißen und hinunteratmen. So tief es geht. Los, fünfzigmal quer.

Das Wasser im Schwimmbecken ist azurblau. Es ist azurblau, weil man Boden und Wände des
230 Beckens azurblau gestrichen hat. Jeden Tag blättert etwas mehr Farbe ab und sinkt hinunter auf den Grund. Das Becken schuppt sich, die Ränder seiner Abszesse zerschneiden einem Fingerkuppen und Fußsohlen. Ich schwimme trotzdem bis zum Anschlag, als wäre es ein
235 Wettkampf. Ich sehe alles, was du machst, Ophelia. Bloß keinen Meter zuwenig, Hände und Füße fleißig an Rasierklingen legen und zurück. Und hinterher auf Hacken laufen, die blutenden
240 Zehen in die Luft gereckt, meine blauen Finger hängen neben mir. Der Junge, mein Feind wartet

schon mit Streichhölzern auf mich.

Du bist dämlich, sage ich zu ihm.

Ich weiß es von Mutter: Der Sohn der Krankenschwester hat kein Gehör, er kann keine Sprachen lernen. Die Worte kehren sich um in seinem Mund. Darüber lachen wir. Die Eingebildeten, sagt die Krankenschwester mit verzerrtem Gesicht und notiert meinen Atem literweise.
245 Dürftig, sagt sie. Äußerst dürftig. Kein Wunder, diese alleinerziehenden Frauen.

Wenn's nur das ist, sagt der Meister, immer her damit. Ich werde deine Mutter heiraten. Sie macht sich nichts aus Männern, sage ich. Dann
255 deine Großmutter, sagt der Meister, die paßt sowieso besser zu mir. Auch sie nicht, sage ich. Deshalb sind wir hier. Fünfhundert Seelen, ein Dorf. Wo die Auswahl klein ist, bleibt die Enttäuschung gering. Dann dich, Ophelia, sagt der
260 Meister und lacht. Das wollen viele, sage ich.

Mein Badeanzug ist ausländisch und lila, an meinen Füßen Blasen und Teer. Ein Mann nimmt mich auf die Fahrradstange: Du bist die Schwimmmeisterin, hab ich gehört. Er schafft es,
265 zu fahren und mich dabei mit den Knien an den Schenkeln und mit den Armen an der Seite zu streicheln. Er fährt langsam und schafft es, daß wir nicht umfallen. Als ich absteige, verlangt er noch einen Kuß.

Die alte Schwuchtel, sagt der Meister. Und du, sagt er zu mir, bist dämlich, Ophelia. Los, schwimm mit den Füßen voran.

Bevor er mich anschiebt, seine Hand unter mir, biegt er, langsam und tief, den Daumen ein,
275 dorthin, wo Platz ist, am Ende der Pobacken. Nochmal, sagt er. Nochmal. Schwimmen mit den Füßen voran. Langsam und tief.

Betrunkener alter Bock, schreit die Schwimmbadputzfrau. Sie hat die Ausmaße eines Buddha. Ihr Körper sitzt im geblühten Kittel in der Glut-
280 hitze unter einem Schirm. Die überreifen Aprikosen, die sie verkauft, faulen vor ihr im Gras. Und sie schreit nach mir. Ihre Stimme zersägt mich, und ich glaube nicht, daß sie mich mag. Aber
285 irgendwie gehört sie doch dazu, zum Schwimmbad und allem. Sie ist so groß und laut, man kann sie nicht übersehen oder vergessen, man muß sie immer anstarren, ihren feisten Körper, dem stetig Hitze entströmt und ein Geruch nach
290 Schweiß, Nylonkittel und Aprikosen. Und ihre

Ellbogen, diese zwei rissigen Kreise in der Mitte ihrer Arme, die so schwarz sind wie der Teer an meinen Füßen. Die Frau, von der ich das erste Mal in meinem Leben das Wort *bodymilk* gehört habe. Komm her, schreit sie. Was ist das, was ihr da spricht? Kroatisch? Ich sagte ihr, es sei deutsch, und sie ruft: Das ist wenigstens eine anständige Sprache. Nicht so, wie was meine Kinder lernen müssen: russisch, die Sprache des Feinds. *Mir - eta nadjeschda narodov*, denke ich. Und Buddha von den Ausmaßen einer Schwimmbadputzfrau versichert mir, gegen Fremde wie uns habe sie nichts. Danke, sage ich. Ach was, sagt Buddha und lacht.

Wir sollten es vielleicht tun, hat Großmutter gesagt. Was auch die anderen tun. Das Abzeichen unter den Kragen gesteckt. Die Sprache des Feinds sprechen, die zuallererst. Der Zuckerrübensilo ist hellblau, der Kirchturm kanariengelb.

Herr Priester steht in der Mitte. Zwei große Schwingen sind an seine Schultern geklebt. Die Schwingen sind golden und weiß: sieben Ministranten im Maßgewand. Sie singen wie Engel, aus Kehlen wie Feueröfen, laut wie geschmolzenes Eisen. Es weht aus ihnen heraus, klingendes Erz, es weht über die Köpfe der schwarzen Mütterchen hinweg, die sich mit zittrigen Stimmchen im Fluß des Engelsatems mühen, um mit ihm vorangetragen zu werden, vielleicht, zum Himmel. Ich schwebe.

Großmutter konnte sich an manches noch erinnern. Wie an das Vorausgrüßen der Dorfmächtigen aus der Kinderzeit. Aber die Worte kehren sich uns um im Mund, wir verfehlen das Gebet. Unter dem kanariengelben Turm drehen sich alle um.

Zur Hölle, sagt Herr Priester, zur Hölle werdet ihr alle fahren. Vor ihm und seinen Schwingen sind noch zwei goldglänzende Engel aufgestellt. Allein, sie sind aus Kupfer, und in ihre Rücken sind, zum Geradehalten, Holzpflocke gerammt.

Himmelsakrament, sagt der Meister, aber nur leise. Warum gehst du da hin, wenn du nicht mußt. Sei froh, daß du Kommunistin bist. Bin ich nicht, sage ich. Ist auch egal, sagt er. Eins wie das andere.

Mutter winkt ab: Versucht haben wir es, was soll's. Versammlungsfreiheit gibt es bei uns nicht, aber Glaubensfreiheit sehr wohl, und

Nichtglaubensfreiheit auch.

Der Herr Priester hat der größten Ministrantin zu seiner Rechten, der mit den blonden Engelslocken, einen roten Badeanzug geschenkt. Sagt man.

Hhhh, ein-n-n-s, zwa-a-a-a-i, hhhh ein-n-n-s, zwa-a-a-ai, hhhhh, eins, zwei. Und Luft beißen, wie es der Meister getan hat. Sein großer roter Mund. Zu einer Fratze verzogen steigt er aus dem Wasser. Luft aus dem Himmel abbeißen. So mache ich es auch. Herabbeißen und hinunteratmen. Vom Himmel in die Hölle.

Zwischen den Pappeln weht der Geruch von Schienen, Öl und Zuckerrüben herein. Die Fabrik liegt zwei Schritt über die Gleise. Über dem warmen Becken hebt sich die Wolke des Schwefeldampfs. Zwanzig Minuten nur, um das Herz zu betäuben. Hier hält man es tagelang aus. Für nichts verläßt man den Wasserleib. Hinter der Mauer die Stimmen der gruppenbildenden Jungs, zwischen den Häusern heiseres Hundegeheul. Wenn die Jungs nicht Fußball spielen, gehen sie die Bastarde quälen. Sie ärgern sie, bis sie sich erhängen an ihren Ketten. Manchmal geht es schnell und manchmal über Wochen hinweg: die Ketten sind unterschiedlich lang.

Das Wasser greift in meine Ohren, ich höre nichts von dem, was im Dorf passiert. Ich höre, wie mein Atem geht: von Wand zu Wand ist es unterschiedlich lang. Meine Arme heben sich, nochmal, nochmal, zäh. Der Himmel kriecht dahin. Die letzten zehn Längen vom Rücken endlich wieder auf den Bauch und kralen. Noch zehn Längen, noch neun.

Atmen, Ophelia, sagte der Meister immer zu mir. Mississippi eins, Mississippi zwei, Mississippi drei, ... vier. Luftanhalten. Das Leitungswasser hat vierzehn Grad, aber es erwärmt sich schnell. Der Wasserspiegel im Schwimmbecken ist nicht gespannt. An den Seiten schwappt das Wasser durch kinderarmhohe Schlitze, in die Rohre hinunter, die kreuz und quer überall sind, ihr Inneres von scharfgelbem Schwefelstein überzogen, wie die Ränder des warmen Beckens auch. Gelb wie Urinstein, sagt der Meister und zwinkert mir zu. Wenn ich schwebe, höre ich sie, die Kanäle, ihr Leichenröhren dringt durch die Schlitze herauf. Mit Gesicht nach unten sehe ich sie genau: gelbes Geflecht auf schwarzem Grund. Ich werde flach, wie eine Comicfigur. Unge-

spannter Wasserspiegel. Ich schlüpfte mit ihm durch den Spalt.

Buddha schreit nach mir. Endlich, schreit sie. Ich dachte, du kommst nie. Sie steht in ihrem Kittel
395 am Rand des Kanals. Ich treibe an ihr vorbei, die runde Decke des Abflußrohrs über mir. Oh, sage ich, wie komme ich hier wieder heraus. So, sagt Buddha und zeigt mit ihrem Mop in den Kanal. Plötzlich stehe ich neben ihr. Mit meinen Blasen-
400 zehen umklammere ich den Rand, um nicht hineinzufallen. Die Gruppe der Jungs kommt vorbei. Sie treiben auf dem Rücken im gelben Wasser auf dem Grund des Rohrs, winken uns zu. Buddha lacht und winkt zurück. So, sagt sie.
405 Der Junge, mein Feind ist auch dabei. Er winkt mir und lacht, und dreht sich aufs Gesicht, wie ins Kissen, ins Wasser hinein. Luftblasen steigen auf, danach rührt sich nichts mehr. Die Gruppe der Jungs treibt unter einer Wand hindurch. Was
410 ist draußen, frage ich die Frau neben mir, die Aufseherin, dick wie ein Buddha. Du weißt, was draußen ist, sagt sie. Die Belohnung. Das Leben. Sie ertrinken doch, sage ich. Ja, sagt sie. Hier ist es Ertrinken und draußen ist es Leben. Nun
415 spring. Meine Knubbelknie zittern am Rand. Die Jungs fließen unten dahin. Unbeweglich unter der Mauer hindurch. Ich denke, das kann kein Wasser sein, was sie treibt. Das ist sicher Gift. Du hast nicht mehr viel Zeit, sagt Buddha neben
420 mir. Ich kann nicht springen, sage ich. Der Meister ist enttäuscht von mir. Ich kann nicht zu Wettkämpfen, weil ich den Kopfsprung nicht kann. Ach, sagt Buddha, und fängt an, aufzuwischen. Kopfüber ist kein Gesetz, plump wie ein
425 Stein ist eins so gut wie das andere. Meine Zehen umklammern den Rand des Kanals. Ich sehe, wie die letzten hinaustreiben, und daß das, was da unten fließt, ob Wasser oder Gift, langsam versiegt. Tja, sagt Buddha, so bricht sich der
430 Feigling das Genick. Sie geht weg und läßt mich da stehen, alleine am Beckenrand, und ich würde so gerne ertrinken, wie die anderen, aber ich kann es nicht.

Was bist du für ein Schwächling, Ophelia, sagt
435 der Meister. Das hätte ich nicht von dir gedacht. Jemand, den ich unterrichte. Los, hol mir ein Bier.

Achtundneunzig, neunundneunzig, Mississippi
440 hundert. Luftanhalten ist wichtig. Ersticken ist der schlimmste Tod. Ich öffne die Augen: chlorrot.

So, hat der Sohn der Krankenschwester gesagt und den Kopf der Maus unter Wasser gedrückt. Ihre Füße traten vorne das Wasser, hinten die
445 Luft, nur der Kopf war eingetaucht. Eine Pfütze voll Wasser reicht für eine Ratte aus, hat der Junge, mein Feind gesagt. Als sie tot war, ließ er sie los. Sie trieb in die Beckenmitte zu mir.

Die Nacht im Dorf ist lauter als der Tag und fast
450 so hell. Die Lichter der Zuckerfabrik fallen durchs runde Akazienlaub, in die Schlafzimmer, zeichnen schattig die Bettdecken. Die Hunde bellen bis in die Früh. Die Jungs haben sich für die Bastarde etwas neues ausgedacht: ein Rohr, das,
455 wenn man hineinbläst, Wolfsgejaul imitiert. Die Hunde werden verrückt davon, sie brechen sich die Zähne an den Ketten ab. Früher sind die Jungs nachts über die Mauer zum Schwimmbad geklettert. Aber das hat aufgehört: man ist vor-
460 sichtiger, seit die Sache mit dem Meister passiert ist.

Keine Zeit für dich, Ophelia, sagte er. Er schleppte hinkend einen Kasten Bier. Ich habe
einen wichtigen Gast. Der Gast des Meisters soll
465 ein berühmter Turmspringer gewesen sein, und der Meister sprang auch selbst: vom Startblock ins kalte, azurblaue Becken. Die Zuckerfabrik ist zwei Schritte über die Gleise, ihre Lichter hinter der Pappelreihe zeichnen wellig die Becken-
470 wand. Alles nur Ausreden, sagte Buddha hinterher zu mir. Der alte Bock war betrunken, wußte nicht mehr, ob er wacht oder schläft. Es war die Nacht zum Dienstag, da wird nachts das Becken aufgefüllt. Es waren vielleicht zwanzig Zentimeter
475 drin, als der Meister kopfüber sprang. Er hatte einfach vergessen, daß es Dienstag war, wie er mich oft vergaß. Ich schwamm dann alleine. Man sagt, der Halsstarrige hat es über-
lebt. Aber man sagt auch, er wird nicht mehr
480 zurückkommen. Der betrunkene alte Bock, sagt die Schwimmbadputzfrau. Den würde ich auch nicht wieder zurücknehmen.

Ich nehme mich zurück. Ich schwebe. Ich bin flach wie eine Comicfigur.

In der Nacht, als die Jungs das erste Mal die
485 Wölfe heulen lassen, gehe ich zum Schwimmbad. Die Knie hochgehoben über singende Schienen. Der Schatten meiner Mondhaare springt stufig über sie. Ich klettere über die Mau-
490 er.

In den Lichtern das Viereck der Pappeln, die

Graskante, der Beckenrand scharf und kalt. Das Wasser im Schwimmbecken sieht wie Quecksilber aus. Gefährlich, blind. Ich stecke einen Finger
495 hinein. Es fühlt sich zu leicht, zu samtig an. Eine Bettdecke, die im Fieber aus den Fingern läuft. Ich ziehe die Hand zurück: da traue ich mich nicht hinein. Der Wind fährt darüber, über Quecksilber, Pappeln und Gras. Ich rieche es
500 wieder: Puderzucker und kaltes Hühnersuppenfett. Es weht aus dem Dorf herein, wo sie, ich höre es, schreiend umherrennen: sie jagen die Hunde, die Wölfe, die Jungs. Ich stecke den Fuß in die braunen Kräusel des warmen Beckens. Das
505 Wasser wie ein stacheliger Ring um meinen Knöchel. Es brennt auf der Haut. Heilwasser. Im Mondschein sieht man: kleine Teilchen schwimmen darin. Das Heil. Ich ziehe meinen Fuß wieder heraus.

510 Ihr seid Faschisten. Und Kommunisten. Ich habe versprochen, dich zu töten, sagt mein Feind.

Deine Mutter hat was mit dem Priester, sage ich. Ich habe es von Buddha gehört.

Sein Gesicht verzerrt sich. Ich habe es versprochen, sagt er. Wenn du noch einen Fuß ins Schwimmbad setzt.

515 Eine Kneipe, ein Kirchturm, ein Bad. Wo die Auswahl klein ist, bleibt die Enttäuschung gering. Das Wasser ist gut, gut wie Hühnersuppe.

520 Schwefel, Chlor, Salz, Kohlensäure, sonntags nach der Messe sitzen alle darin. Zwanzig Minuten, um das Herz zu betäuben. Der Schwefel krönt ihre Häupter mit Dampf. Ihre Glieder sind glitschig und weiß, gelb die Ablagerungen da-
525 rauf. Sie sitzen nah bei nah und fassen sich unter Wasser an. Aus den Rohren rülpst die Quelle hoch, sie halten ihre Rücken darunter, lassen sich peitschen und schreien vor Glück. Herr Priester ist nicht dabei. Er hat seine eigene Badewanne. Ich bin im kalten Becken allein. Ich
530 treibe auf dem Rücken. Ich höre Wellen in Rohre fallen. Ich höre meinen Herzschlag, eingeschlossen in meinem Kopf. Ich atme in den Himmel hinauf. Hinter meinen Augenlidern rot.

535 Und dann kalt und schwarz: das Wasser schlägt zusammen über meinem Gesicht. Ich habe dich gewarnt, sagt der Krankenschwestersohn. Meine Teerfüße treten das Wasser, ich höre, wie es spritzt. Ich winde mich an der Oberfläche, zehn
540 Zentimeter Wasser nur über mir, aber für eine Ratte reicht's. Ich höre, wie die Luftblasen nach

oben brechen und zertreten werden von mir, von den Jungs. Das Wasser greift in meine Ohren, drückt und hält mich fern vom Rand. Ich
545 höre, wie die Wellen am Abfluß kreischen. Warum sinke ich nicht hinab. Warum nicht, wie in den Träumen, majestätisch ins Meer. Ich trete sie, ihre Körper verrutschen an mir. Die Kraft schrumpft, fällt zurück in die Brust, ins Herz.
550 Meine Arme und Beine fliegen mir weg.

Einen Traum habe ich dem Meister vor seinem Sprung nicht erzählt. Ich lag auf dem Grund eines Sees und sah hinaus. Von unten war das Wasser süß und klar, ich konnte sie draußen sehen. Sie
555 standen mit flachen Gesichtern über dem Wasserspiegel und sahen herab, aber sie sahen nur sich selbst. Sie ist tot, sagten sie und liefen weg. Und ich lag da, am marmeladeweichen Grund des Sees und atmete hinauf. Aber es war nur ein
560 Traum.

Das Wasser hält mich fern vom Dorf, vom Geräusch. Die Jungs verschwunden, die Laute nach oben geschlüpft. Hier ganz schwarz und still. Silberne Zeichen auf schwarzem Grund. Häuser,
565 Tiere, die es nicht gibt. Ich bin alleine hier. Frühmorgens, spätabends. Das Wasser ganz nah bei mir, meinem Körper, meiner Membran. Ich sinke, ich schwebe. Ophelia.

Hier ist es Ertrinken, da draußen Leben, sagt Buddha zu mir. Mit dem Kopf voran. Mit einem zögernden Klopfen auf den himmelblauen Boden kommen. Zuerst der Schädel, dann die Knie. Und dann das Sprunggelenk. Kein Kopfgesetz, aber die Freiheit des Instinkts. Ich stoße mich ab. Ich
575 breche durch. Die Luft scharf, kalt und schmerzlich wie der erste Atemzug. Aus dem Himmel gebissen.

Ich tropfe vor die Füße meines Feinds. Ich sage zu ihm, und das Sprechen schmerzt in der Brust:
580 Selbst dazu bist du zu blöd.

Er schaut mir hinterher, die ich barfuß über die geschmolzene Straße gehe. Im Puderzuckerduft. So schwach und dünn im weißen Sonnenschein, daß ich bald nur noch ein Strich vor seinen Augen bin, der über dem Teerspiegel schwebt. Und Mutter sagt: Du hättest ihn nicht so erschrecken
585 sollen.

Sibylle Lewitscharoff

Pong, 1998

Einem Verrückten gefällt die Welt wie sie ist,
weil er in ihrer Mitte wohnt. Nicht irgendwo in
irgendeiner Mitte, sondern in der gefährlich
inschüssigen Mittemitte, im Zwing-Ei. Ein unbe-
5 dacht aus diesem Heikelraum weggerücktes Haar
brächte die Welt ins Wanken und dann auf
Schlengerkurs Mond Sonne Milchstraße ade
systemwärts e´- e´. Das alles weiß der Verrückte
genau und hütet sich, zum Beispiel seinen Arm in
10 eine zu hohe Grußstellung zu heben, damit nicht
Unglücke geschehen, Felsbrocken herabstürzen,
große Brocken auf kleine, noch größere auf
schon stattliche, und die zarten Angeln zerbrechen,
in denen die Welt hängt. Ihm, das versteht
15 man ja leicht, sind nur winzige Bewegungen
erlaubt, und es schmerzt ihn, wenn man ihn von
einem Bett ins andre trägt oder in ein schiefes
Zimmer stellt, denn er liebt die Welt wie sie ist,
er liebt sie, er liebt sie. Und sonst? Noch irgend-
20 welche Sorgen? Ja. Leider Sorgen die Menge.

Die Sorge, daß ein Knopf abspringt.

Die Sorge, daß man ihn bloß hingekritzelt hat.

Die Sorge, daß seine himmlischen Verbindungen
verlorengehen.

25 Die Sorge, daß man durch seinen Nabel Frost
einbläst.

Die Sorge, daß falsche Gemahlinnen ihn bei
Gericht verklagen.

Der Mann besteht aber nicht nur aus lauter Sor-
30 gen und Vorsicht. Plötzlich bekommt er einen
gewaltigen Appetit. Obendrein einen Durst, der
ihn befähigt, den Pazifischen Ozean auszusaufen.
Wieder was weggemacht, beglückwünscht er
sich nach jedem Schluck und Bissen. Bald ist sein
35 Leib geschwollen, weil schon die ganze Welt
darin Platz genommen hat und ein vielfästiges
Herrenleben in ihm führt. Fliegt da noch irgend-
wo ein Mauersegler und stößt einen kleinen
Mauersegler schrei aus, tut der Mann den Mund
40 auf, und damit gut. Warum also sollte er die
Welt nicht lieben. Es gibt keinen Grund.

Ihm gefällt aber nicht nur die Welt als Ganzes,
sondern auch in ihren Teilen. Teilen, die wo-
möglich schadhaft sind und trotzdem von ihm
45 geliebt werden, ja gerade darum mit einem
Herzen, das dringlich an die Innenwand des

Leibes klopft, geliebt werden.

Es fängt damit an, daß der Mann erkennt, wie
die Welt in allen ihren Einzelheiten, und bevor-
50 zugt in ihren kleinsten, eine Botschaft für ihn
bereithält. Das Lindenblatt, das vor ihm im Wind
glitzert, bekennt seine Mitschuld am Tod des
Nibelungen Siegfried und fordert ihn auf, einmal
mit dem Finger über es zu streichen und die
55 kaum mehr zu tragende Schuld fortzuwischen. Er
tut es und hat nun einen Tropfen fremder Schuld
am Finger hängen. Als ein zu frischen Taten
aufgelegter Schmerzensmann verläßt er den
Garten.

60 Er läuft auf der Straße einer stark parfümierten
Frau hinterdrein, die ein Kind mitzerzt und häß-
lich auf es hinunterredet. Heldenhaft macht sich
der Mann daran, das ihm ekelhafte Parfüm,
dessen verheerende Wirkung auf das Kind er
65 fühlt, einzusaugen, damit ein reiner Luftraum
entsteht, in dem das Kind atmen und einen Ge-
danken in Schönheit denken kann. Es fruchtet
natürlich wenig, das ist dem Mann klar, aber eine
Scheu, sein Vorhaben möchte falsch ausgelegt
70 werden, hindert ihn, vor der Frau herzulaufen
und dort ihr Parfüm wegzuatmen, wo es ja viel
wirkungsvoller wäre. Er faßt sogar den Plan, das
Kind bei der Hand zu nehmen und ein Stückchen
mit ihm zu rennen, läßt es aber sein, weil er ihn
75 abgeschmackt findet, den Wettlauf Gut gegen
Böse. Bald darauf macht er sich Vorwürfe, daß
es ihm an Mut gefehlt hat.

Derselbe, dem wir sein gutes Herz gleich ange-
merkt haben, befindet sich wenig später als
80 Sitzperson im Taxi. Was ist mit dieser werten
Person? Hat ihre Leibhülle ein Loch bekommen,
vielleicht an dafür nicht vorgesehener Stelle?
Ihre Hände jedenfalls haben jetzt Zitterfinger, zu
nichts gut. Was geht im Kopf des Mannes vor?
85 Warum sind seine Augen so starr? Es ist das
Flimmerheer der tausend Zeichen, das seinen
Kopf malefiziert, Kurfürstendamm, die breite
Einfahrt zur Hölle, Blinkzeichen rechts ein Ne-
benabzweig zur Hölle, Blinkzeichen links dito, alle
90 Zeichen dito, Fisch im Bikini dito dito, Befehle
von überallher, Bleibtreu-Befehl, Uhland-
Uhrzeigebefehl, Litzenfehl-Obachtbefehl, Fasa-
nen-Rupfbefehl, zig zig Eisschleckbefehle, Brat-

befehle, Ohrverderbbefehle, Lupf-die-Tassen-
95 Befehle, Hosenplatzbefehle, Blutacker, ein
schlimmer Haarbürstbefehl, Blutacker, ein Erbre-
chen von Grün ein Erbrechen von Gelb ein Erbre-
chen von Rosa, und Zähne und Lichter und
wehendes Haar, die tückischen Verschwörer
100 lächeln, und nirgends der felsige Pfad um die
Biegung hinauf, und keine Mulde wohinein die
Hände und kein Loch wohinein der Kopf und
keine Grube dahinein der Leib. Seinen Schamhut
stülpt der Verrückte über die ganze arme Per-
105 son, Salpeterblumen brechen aus seiner kalten
Haut, und gewiß wird er bald schreien, doch
bevor er dies tut, wenden wir uns ab. Wozu
sollte uns kümmern, daß jemandem die Welt
nicht gefällt wie sie ist.

110 Es ist an der Zeit, den Mann mit Namen vorzu-
stellen. Er heißt Pong. Nur Pong. Die, wie man
sagt, äußere Erscheinung von Pong? Mittelgroß,
nicht alt, nicht jung. Blond! Gewiß ein nicht un-
schöner Mann. Zumal er Ohren hat, die durch
115 die Spitzen seiner dünnen Haare brechen, Oh-
ren, mit denen er ängstlich auf alles hört. Sein
Gesicht ist kein Haufen, auf dem alles wild
durcheinanderwächst, es ist ein von hoher Hand
geordnetes Experiment, und die Augen darin
120 sind vollkommen. Ins Graue, ins Grüne spielende
Augen. Unter ihnen ein Polster aus Drüsenflüs-
sigkeit, aber nicht zart, nicht vom Weinen, nicht
von Kummer geschwollen, sondern eher hart wie
Schwielen.

125 Ist etwas an dem Mann, was das Ballhafte oder
Fausthafte im Namen Pong rechtfertigt? Auf den
ersten Blick nicht. Wenn man aber die Sprung-
bereitschaft des ganzen Körpers nimmt - nie
kommt es allerdings zum Sprung -, dann ja.

130 Pong könnte sich, wenn er den Ehrgeiz dazu
hätte, wie ein Vollgummiball durch die Straßen
bewegen, vielleicht nicht ganz bis zum Fenster
des ersten Stocks hochschnellen, aber bei den
Leuten blitzartig im Erdgeschoßfenster erschei-
135 nen, das schon. Was er aus Rücksicht auf seine
Umgebung nie tut. Die herrlichen Federn in
seinen Gelenken ließen es aber zu.

Wem verdankt er diese Befähigung, die ihn so
leicht berühmt und zu einem Liebling der Frauen
140 hätte werden lassen können? Es heißt, der Mut-
ter. Von dieser Mutter, noch weniger vom Vater,
ganz gewiß nicht von irgendwelchen Geschwis-
tern, die ihm gern angedichtet werden, möchte
er etwas wissen, noch mit Vergleichen zwischen

145 ihm und den Eigenschaften dieser sogenannten
Familie belästigt werden. Er steht hier vor einer
unlösbaren Aufgabe, denn das Abschütteln der
Verwandten verlangt Kraft, Spitzfindigkeit, ver-
langt, daß man die Beine setzt wie eine Gemse,
150 aber auch, daß im rechten Moment nach der
Peitsche gegriffen und nicht etwa davor zurück-
geschreckt wird, die Rücken der Verwandten
damit zu bestreichen. Erlahmen die Kräfte auch
nur für einen Augenblick, ist man einmal zer-
155 streut, kleben sich die Verwandten unbemerkt
wieder an einen an und spielen sich als unent-
behrliche Lebensbegleiter auf.

Will er zum Beispiel paar Schritte tun, tritt er gut
gelaunt, ausgerüstet mit Regenhaut, Stock und
160 Hut vor die Schwelle seines Hauses, wird jeder
weitere Schritt von einem Baum vereitelt, der
sich ihm in den Weg stellt. Nicht schwer zu
erraten, welcher Baum ihm diesen Tort antut. Es
ist der vermaledeite Stammbaum, auf den sich
165 die Verwandten geflüchtet haben, um ihn von
hoch oben, wo sie anscheinend sicher in ihren
selbstgebastelten Nestkörben hocken, auszuzan-
ken. Natürlich wehrt er sich, hat aber nur eine
Nagelschere zur Verfügung, mit der schneidet er
170 Rindenstücke weg und vertieft die Ritze, die er
dem Baum bei ihrer letzten Begegnung beige-
bracht hat. Während er unten mit unzulängli-
chem Werkzeug herumkratzt, treibt die Mutter
im Wipfel ihr Unwesen und lacht.

175 Er übertreibt freilich, wenn er behauptet, daß
ihm das Verwandten-Abschütteln so schwer
falle. Im Grunde ist es ja im Gegenteil sehr leicht.
Wenn man das Problem von Adam her durch-
denkt, ergibt sich ein anderes Bild. Unter dem
180 titanisch dicken, titanisch langen Arm des Erzva-
ters drängeln sich Millionen von immer kleiner
immer dünner immer blasser werdenden Men-
schen, der Ausläufer des Arms ist ein schlanker,
an seiner Spitze nurmehr fadendünner Zeigefin-
185 ger, und das Ende dieses Fadens ist provisorisch
mit einer Eiderdaune und etwas Hühnerdung auf
dem Kopf von Pong festgeklebt, eine ruckhafte
Bewegung mit diesem Kopf, und er ist den alten
Adam mitsamt den Adamskindern und Adams-
190 kindeskindern los. Dann möchte er das Lachen
der Mutter hören! Dann möchte er erleben, ob
sie noch den Mut hat, ihm fünf Geschwister
anzuhängen! Er kommt sich mit einem Mal ge-
witzt vor, ist gleichsam ein Senffaß voll mit über-
195 scharfem Senf, den sich keiner mehr so leicht

auf die Wurst schmiert.

Der Stammbaum wird in Zukunft einfach umgan-
gen und links stehen gelassen, die Gespenster-
verwandten werden nicht mehr mit Gedanken
200 dickgefüttert, ihnen wird keine Gelegenheit mehr
gegeben, durch Kalkül und Kommentar auf ihn
einzuwirken. Aus dem Morgendämmer will er
eine Genealogie heben, in der er sich herleitet;
man soll dieses Wunder an Selbstverzweigung
205 nur aufmerksam studieren und daraus seine
Lehren ziehen.

Zuerst wird er die falsche Ahnenliste zerstören,
die überall in den Rathäusern ausliegt, in denen
seine gesammelten Scheinverwandten auf ihre
210 Existenz pochen, ansonsten aber ein Bummelle-
ben führen. Stempel, Papier, Unterschriften, alles
gefälscht. Die Akten schmutzig vom Schweiß der
Betrüger. Er frißt einen Besen, wenn auch nur
die kleinste Angabe der Wahrheit entspricht.
215 Rein sei Pong, rein was er denkt, rein was er
berührt. Eine erste Ahnung dieser Reinheit teilt
sich seinen Fingerspitzen mit, die in prickelnder
Selbstgärung beginnen, sich von all dem ange-
häuften Schmutz zu befreien. Alles lenkt sich ins
220 Weite, entstrickt sich, rafft sich zu einem Hoffen
Möchten Können auf, von dem er bisher nichts
geahnt hat. Er wird jetzt eine Brücke zu Gott
schlagen, was sich im Sturzgold früher Sonnen-
strahlen jauchzend bestätigt. Wolken mit schräg-
225 gekämmtem Haarflor, hinter denen ER sich ver-
birgt und auf seinen Scheitel schaut, sind in den
Himmel gehängt. Schnüre langen von ihm bis
dahin. Seine Trostbündel! Aus himmelseingebo-
renem Stoff, helle flüssige schlenkerige Fragen
230 hinauf, klare kurze wohlgeletterte Response
hinabschreibend. Eine Schule des Glücks und
kein Gesudel.

Zunächst die Frage, wie kam Pong in die Welt.
Eine so bedeutende Singularperson, wie sie ja
235 Pong unzweifelhaft ist, kommt nicht durch ge-
wöhnliche Vermehrung in die Welt, sondern auf
dem Wege der Vermehrung durch Entzweirei-
ßen. Für die Hervorbringung von Pong wurde
eine andere, nicht besonders bedeutende Per-
240 son, bedeutend allerdings im Hinblick auf Pong,
zerrissen. Diese Ursprungsperson mag gut und
freundlich oder windig und launisch gewesen
sein, es interessiert nicht. Was aber interessiert,
ist, daß diese im Grunde eher gewöhnliche Per-
245 son den Entschluß faßte, einmal, und sei es nur
für eine Sekunde, ganz der Wahrheit zu leben. In

diesem unerhörten Moment legte sich aller
Radau. Aus der bisherigen Person, nennen wir
sie ruhig Hanna Faiß, wurde alles Unnütze, nicht
250 auf die Wahrheit, nicht auf Pong hinarbeitende,
mittels Ausblasen vertrieben. Eine Stille, die allen
Geschöpfen die Ohren lang machte, setzte sich
wie leuchtender Rahm auf die Welt, und es
begab sich der Große Ratsch.

255 Pong war da. Schon groß. Mit allen Zähnen,
allem Haar. Konnte laufen, konnte sprechen. War
gescheit! Ob ein Mensch durch normale Geburt
oder durch den Großen Ratsch in die Welt
kommt, erkennt man an seiner Oberfläche. Der
260 Normalbürtige hat die erst glatte, später faltige
Schlüpfhaut der Blutgeburt. Pong aber hat die
Spezialhaut des Ratschbürtigen, eine dünne,
durchlässige Haut, die über andere Methoden
der Abstoßung und Aufnahme verfügt als die
265 Normalhaut. Mit der Luft geht zum Beispiel ganz
leicht die Wahrheit durch sie hindurch, während
Lügen ihr Filtersystem nicht passieren können.
Im Kampf mit der Lüge wird die Haut aber sehr
beansprucht. Daraus folgt, Pong lebt in einer
270 Spezialhülle und muß aus Gefährlichkeitsgründen
den Abschluß gegen die übrigen Menschen su-
chen. Und er hat seine Methoden, um sich die
Menschen vom Leib zu halten.

Was aber folgt daraus in puncto Ahnen? Es folgt
275 daraus, daß es Ahnen im üblichen Sinn gar nicht
gibt. Was gemeinhin als Ahnen bezeichnet wird,
ist im Gegenteil dazu verurteilt, durch hypnoti-
sches Hinstarren auf Pong die unbequemste
Lage in seinem Grab anzunehmen. Je nach dem,
280 wohin Pong sich bewegt, ist dieses arme Ges-
terbs gezwungen, sich herumzuwerfen, herum-
zudrehen, damit seine Augenhöhlen noch einen
letzten Schimmer von Pong auffangen. Das
Gesindel labt sich an Pong, obwohl nicht zu
285 ermitteln ist, worin diese Labsal genau besteht.
Vielleicht weil Pong so brandjung ist, daß seine
verhohlenen Strahlen selbst Aschen- und Kno-
chenwesen in ihrer Schüchternheit erglimmen
lassen. Das kann aber nicht bewiesen werden
290 und wird vermutlich immer ein Geheimnis blei-
ben. Eines ist sicher: diese Art Ahnen zählt nicht,
weil Pong an ihnen nichts hat, sie aber viel an
ihm. Eine sehr einseitige Bedürftigkeit.

Anders liegt der Fall bei den übrigen Spezialper-
295 sonen des Großen Ratsch; über die gesamte
Menschheit verstreut sind es noch nicht mal
hundert. Von Ahnen zu sprechen wäre hier un-

angebracht. Ein Grosser-Ratsch-Mensch geht nicht aus einem anderen Großen-Ratsch-
300 Menschen hervor, sehr wohl kann man aber von einer Brüdergemeinde im Geiste sprechen. Zur Erläuterung sollen hier paar Brüder aufgezählt werden, von denen er mitunter Rat und Aufheiterung empfängt:

305 Da gibt es Wezel Commerius, die Phönixschwin- ge. 1612 in die Welt getreten zu Rotterdam. Ein kraftvoll in allen Sehnen und Muskeln modellierter Mann. In seinen Augen das Lackschwarz von Käferrücken. Ein großartiger Schlittschuhläufer,
310 dessen Geist auch in versetzten Zügen über die Welt hinfuhr, manchmal in eine übermütige Kurve umbrechend. Von dessen eleganter Kraft ist etwas in seine Beine geflossen, wofür er Wezel Commerius dankt.

315 Ferner Reinhold Ephraim Anz. Verweltlichung 1709 zu Carlsta. Unbescholtenes Leben. Neun Eheanträge weggeschüttet, wie man saure Suppe wegschüttet. Dafür reger Elektrisier- Austausch mit Katzen. Von Anz zu Pong ist ein
320 Funke überggesprungen, der bewirkt, daß ihn der Alltag nie zuschäumt, daß ihm Einblicke gestattet sind wie keinem Menschen sonst, daß er dünnen Boden gefahrlos überschleicht und Fühlung mit der Welt durch ein gedachtes Schnurrhaar auf-
325 nimmt.

Sodann Ägipp, römischer Wagenlenker zur Zeit des Seneca. Von ihm hat er gelernt, wie die fortstürmende Brust gelenkt werden muß, damit der Karren mit seinen Gebeinen nicht am nächs-
330 ten Prellstein zerschellt.

Dann der Große Windelband, Potsdam 1802. Lockere dehnbare Ansichten von der Welt. Din-
ge, die zu dünn sind oder zu spitz, alles Widrige, Störende umwickelt und aus dem Blickfeld ge-
335 schoben. Hatte nie einen Schlüssel in der Tasche. Türen in gut geölter Aufhängung erhalten, sie immer nur angelehnt und bei Bedarf mit zauberischen Fingerspitzen aufgeschubst. Win- delband und das Weib? Viele angetupft, in Häfen
340 aber nie eingelaufen. So auch Pong.

Schön und gut melden sich da von irgendwo her Zungen, die mit etwas Leimigem beschmiert sind, wir wollen aber wissen, ob diese Herren gestorben sind wie alle anderen. Ob sie verdar-
345 ben. Oder wurde Todesverschönerung über sie verfügt? Oder hat man sie in jemand anderen zurückversenkt? Zugenäht und fertig?

Er mag diese Frage nicht. Er wird sie nicht be- antworten. Bitte eine andere Frage.

350 Gehören dieser sonderbaren Bruderschaft nur Männer an?

Ja.

Aber zu ihrer Hervorbringung sind auch Frauen nötig?

355 Ja.

Geschieht es auf herkömmlichen Liebeswegen?

Er kann es nicht verneinen, will es aber auch nicht lauthals bejahen. Frauen sind so wenig wirkliche Geschöpfe, daß selbst ein Mann wie
360 Pong, der sich darauf versteht, die Geheimnisse der Welt zu ergründen, kaum je dahinterkommt, woraus sie gemacht sind. Am ehesten ist noch auf die Methode Verlaß, den Wert der Frau in Mark und Pfennig zu bestimmen. Da gibt es die
365 Zweitausenddreihundertvierundzwanzig-Mark- Frau, der er schon mehr als einmal begegnet ist, sogar die Dreihunderttausendundeine-Mark- Frau, von der er annimmt, daß es sie gibt, ohne ihr je begegnet zu sein, am unteren Ende der
370 Skala die Zwanzig-Pfennig-Frau, wie sie sich zuhauf in den Straßen herumtreibt. Die Eine- Million-Mark-Frau gibt es nach Auffassung Pongs nicht, selbst Maria, Mutter Gottes, war allerhöchstens eine Neunhundertneunundneun-
375 zigtausendneunhundertneunundneunzig Mark- Frau, und das nur, wenn man über gewisse Fehler, die im Johannes-Evangelium mehr angedeu- tet als ausgesprochen werden, großzügig hinweg- sieht.

380 Leider gibt man keine Ruhe, löchert ihn mit Fragen nach dieser und jener Person, will wis- sen, ob die Aussicht gleich null sei, je eine pas- sende zu finden. Obwohl er versichert, daß er jetzt nicht den Kopf dafür hat - draußen rau- schen die Bäume, und er möchte über ganz
385 andere Sachen nachdenken -, wird man nicht müde, ihn mit Sätzen zu quälen, die längst wi- derlegt sind.

Schade, sagen die Zungen, auch in einer Frau von bescheidenem Wert können gewisse Talente schlummern, will er das etwa leugnen? So eine Frau fliegt an den freien Arm des Mannes und geht mit ihm durch dick und dünn. Sie ver-
scheucht seine Sorgen - die Knopfsorge, die
395 Nabelsorge und all die anderen Sorgen, die mit seinen Pflichten in Verbindung stehen.

Er kennt seine Pflichten. Man braucht sie ihm nicht vorzusagen. Er betet sie täglich wieder und wieder her.

⁴⁰⁰ Die Pflicht, seine Beine zu bewegen -

Gilt momentan nicht, weil er im Schlafanzug steckt.

Die Pflicht, zwischen dem Ein- und Ausatmen zwei Sekunden der Ruhe verstreichen zu lassen

⁴⁰⁵ -

Dazu braucht er keine Frau. Geatmet werden muß allein.

Die Pflicht, ein an der Jacke haftendes Haar zu entfernen -

⁴¹⁰ Er gibt zu: Unter vorsichtiger Anleitung - vielleicht - eine Frauenaufgabe.

Die Pflicht, seine Zahnbürste mit dem Kopf nach unten über's Wasserglas zu legen -

Mag sein, daß eine Frau auch das beherrscht.

⁴¹⁵ Aber wenn es an die Schuhe geht, weiß die Kandidatin noch lange nicht, wie und wo die Doppelschleifen sitzen müssen.

Die Pflicht, seine Börse verschlossen zu halten -

⁴²⁰ Die läßt er sich nicht nehmen und beantwortet sie mit der Pflicht, sich zur Not eine Frau zu ersparen.

Katrin Seddig

Von der Anstrengung des Lebens, 2010

Ich war aus und plötzlich war meine Tasche weg. Es kommt vor, dass meine Taschen verschwinden, und sie tauchen dann später wieder auf. Ich muss nur ein bisschen was trinken, dann denke ich an die Umstände, die mein und unser aller Leben betreffen, aber an sonst nichts mehr. Irgendwann stehe ich auf und gehe davon und lasse meine Tasche liegen. Ohohoh. Und dann kommt sie wieder zurück. Dazwischen ist es eine Zeitlang schwierig, aber alles gehört, denke ich mir, zusammen. So wie ich bin, so sind die Dinge, die zu mir gehören und alles wiederholt sich und alles kehrt zu mir zurück, das ist mein Leben, da kann ich mich ärgern oder mich freuen, erst so, dann so und letztlich kommt es vielleicht auf dasselbe hinaus, ob ich auf die Dinge achte oder nicht.

Es war dieses Mal so, dass meine Handtasche in der Nacht weg kam, es war drei Uhr, es war ein sehr lustiger Abend gewesen, ich war betrunken, aber so, dass es noch ging, und dass mir später nicht schlecht werden würde, und dann, als ich fast Zuhause war, ich ging mit meiner Freundin und meinem Freund die Straße entlang, da merkte ich, wie leicht ich mich fühlte, weil ich nichts bei mir hatte. Nur mich, sonst nichts.

Ohohoh. Alle Schlüssel weg. Handy weg. Geld, EC-Karte, Kreditkarte. Kreditkarte! Ich hoffte, ich hätte meine Tasche da liegengelassen, wo ich zuletzt gewesen war, im Familieneck, da wollten wir anrufen. Wir gingen zur Wohnung meiner Freundin, die mit uns unterwegs war, die Familie lag im Schlaf, atmender Flur, traumschwer pulsierend, wir telefonierten in die Stille, der Barman schrie in den Hörer, weil es bei ihm so laut war, vielleicht dachte er, es wäre überall so, wie es bei ihm war, vielleicht dachten wir, es wäre überall so still, vielleicht ist das der Fehler mit uns, eine Tasche hätte er nicht gefunden.

Wir fahren hin, mein Freund und ich, ich wusste schnell, hier ist sie nicht. Wir fahren zu seinem Zuhause und ich schmiss mich auf seine Matratze auf dem Boden. Ich machte mir bewusst, was das alles bedeutet. Weißt du, was das bedeutet? Mach dir das mal bewusst! Wir hatten eine Woche in meiner Wohnung gehaust, mit Bier und Zigarettentasche auf dem Teppich und allem, es

war schön gewesen, leicht und ohne, dass ich Mutter sein und schimpfen und Brote schmieren musste. Jeden Tag lieben und Bier trinken, als wäre das alles tatsächlich so einfach und so leicht. Kleiner Vogel, kleine Eisenbahn, kleine Elefanten auf der Wiese, in der Luft, wo wir schweben im schwachen Schein der untergehenden Sonne.

Aber morgen sollten meine Kinder von ihrer Reise kommen. Da musste es aufgeräumt sein und alles an seinem Platz, ihr und unser Leben, von einem Freund wussten sie nichts und von allem wussten sie nichts, sie waren ja noch klein, sie wussten ja nichts, von allem wussten sie nichts.

So lag das da, in meiner verschlossenen Wohnung, meine bekleckerte Bettdecke, mein bekleckertes Leben, der Schlüssel weg und das Geld. Wie hatte ich das bisher geschafft, alles in Ordnung zu halten und gute Nacht zu sagen und Geld zu beschaffen und Kindergeburtstag zu feiern und Dinge zu erklären und den Abwasch, den ganzen Abwasch immer? Das war mir unerklärlich, und dass ich jetzt nicht in meine Wohnung kam und meine Tasche weg war, da war plötzlich meine innere Grenze, die stand vor mir und grinste mich an, das konnte ich nicht mehr schaffen. Und alles eigentlich nicht mehr.

Ich fing an zu flennen. Mein Freund sagte, ich müsste meine Kreditkarte zumindest sperren lassen. Sperr zumindest deine Kreditkarte. Ich heulte nur und sagte ohje ohje, ich konnte keine Kreditkarte mehr sperren. Er sagte immer wieder das gleiche, dann wählte er die Nummer, irgendeine Nummer und drückte mir den Hörer an das Ohr, da war eine Frau, ich schluchzte und er sagte, Sprich. jetzt. mit. der. Frau.

Ich ließ meine Karte sperren, geht doch, und sank auf die Matratze, leise heulend. Mein Freund sagte streng, hör auf jetzt und schlaf. Ich schlief.

Am nächsten Tag erwachte ich und wusste gleich, was los ist. Es war hell und die Sonne schien und es sah etwas besser aus. Ich rief meine Freundin an und sie hatte ein paar Ideen wegen der Türöffnung und ich fuhr zu ihr. Wir

telefontierten mit einem Türöffnungsdienst, das
95 war ein Mann nebenan, gleich neben ihrem
Haus. Da stand ein großes Schild, ein riesiges
Schild und zwei Namen auf dem Schild, so und
so, Sicherheitsdienst, arbeiten mit Polizei zu-
sammen, Tag und Nacht. In zwanzig Minuten,
100 sagte der Mann am Telefon. Wir fuhren zu mir
und warteten vor der Tür, bis er kam.

Er war ein alter Mann. Er kam mit einem Moped.
Er trug einen runden weißen Helm, wie ein Ei auf
dem Kopf und er war sehr in Bewegung, obwohl
105 er sich kaum bewegte. Ich klingelte bei einigen
Nachbarn, bis mich jemand einließ, sie kannten
mich schon, ich klingelte öfter deswegen. Dann
begann das in meine Wohnung kommen, es
dauerte sehr lange.

110 Ich wohnte im fünften Stock unter dem Dach. Ich
sagte zu dem alten Mann, das ist ganz oben. Er
sagte, auch das noch, das hättet ihr mir sagen
sollen, Mädels, er sagte, ach was, ist nur Spaß.

Er stieg die erste Treppe hoch, dann machte er
115 Halt, er atmete schwer. Sein Atem quietschte, er
hielt sich am Geländer fest. Wir warteten, wir
hatten das erste Stockwerk noch nicht erreicht.
Das erste Stockwerk kam erst nach zwei Trep-
pen. Das ist nicht euer Ernst, sagte er. Wir sahen
120 uns an. Wir fühlten uns schuldig. Dann gab er
sich einen Ruck und machte sich an die zweite
Treppe zum ersten Stockwerk.

Die nächsten Treppen zum zweiten Stockwerk
ging er schneller an, er nahm Schwung und
125 wollte gleich mehrere auf einmal schaffen, ohne
viel zu atmen, wollte sich überlisten. Meine
Freundin fragte ihn, und sie machen das mit
ihrem Bruder zusammen, wegen des zweiten
Namens auf dem Schaufenster?

130 Er schnaufte und sagte, mein Bruder ist tot. Sie
sagte, oh, das tut mir leid. Er sagte, muss ja
nicht. Auf der vierten Treppe, kurz vor dem
zweiten Stock, rächte sich alles, das mit dem
Schwung und dem Reden während des Steigens,
135 und er musste gänzlich stehen bleiben. Meine
Freundin sagte, haben sie Asthma?

Er sagte, ja. Sie sagte, haben sie kein Spray
dabei? Er sagte, das Spray ist alle.

Sie sagte, das ist schlecht. Ende der Konversati-
140 on. Er stand und keuchte und rasselte, und er
pfiß, quietschte und es hatte einen rostigen
Nachklang, und ich überlegte, was wir machen

würden, wenn er sterben würde, denn es hörte
sich ein bisschen so an. Ich hatte kein Handy
145 mehr, um schnell einen Arzt zu rufen, fiel mir
ein, und ich wurde wieder sehr traurig. Wir stan-
den eine Weile mit ihm vor der Treppe zum
zweiten Stock, dann sagten wir, wir gehen schon
mal vor. Er sagte, ja macht mal. Oben lehnten
150 wir uns über das Geländer und unterhielten uns
eine Weile. Dann fiel mir ein, dass wir ihm sein
Werkzeug abnehmen könnten, ich lief wieder
runter. Er sagte, lass mal, das schaff ich schon,
aber er schaffte es natürlich nicht, er schaffte es
155 nicht mal ohne Werkzeug. Wieder oben gingen
meine Freundin und ich den gestrigen Abend
durch, immer wieder sahen wir nach unten und
irgendwann tauchte er in Sichtweite auf, doch
dann setzte er sich erneut hin, Schweißperlen
160 auf der Stirn. Das war dann eine sehr lange Zeit,
dass er da verweilte. Aber was sollten wir tun, er
würde es schon schaffen. Er war sehr in Bewe-
gung, er war bis oben hin mit Bewegung voll, wir
waren voller Zuversicht.

165 Es erinnerte mich an eine Geschichte, die pas-
sierte, als ich ein Kind war. Wir lebten, als ich ein
Kind war, in einem kleinen Haus mitten im Wald.
Das Haus stand auf einem Hügel zwischen Tan-
nen und Fichten, und am Fuße des Hügel
170 schlängelte sich ein kleiner Bach. Mein Vater fing
einen Maulwurf, das Gemüse war von Erdhaufen
durchsetzt, mein Vater hatte gute Laune, er
hatte Bier getrunken und wir erwarteten Besuch
und dann würde es Kuchen geben und noch
175 mehr Bier. Deshalb nahm er nicht die Schaufel
und erschlug nicht damit den Maulwurf, sondern
er setzte ihn auf die Schaufel, wir sahen ihn uns
an, das schwarze Fell, die rosa Füßchen und die
zitternde Nase, und trug ihn den Hügel runter,
180 irgendwo beim Bach, da setzte er ihn hin, verpiss
dich, kleiner Deiwel!

Der alte Mann stand auf, bewegte seine Beine
und bewegte seinen Körper, jaulte und schaffte
die letzte Treppe und war bei uns. Das machte
185 ihn froh und gutgelaunt und auch wir atmeten
auf. Mein Atem war mir sehr wertvoll. Ging glatt
wie geschmiert, geräuschlos rein und raus.

Der Mann nahm eine Plastikkarte aus seiner
Tasche und versuchte damit meine Wohnungstür
190 zu öffnen. Wir sahen ihm eine Weile zu, dann
sagte meine Freundin, Sie wissen aber schon,
dass die Tür abgeschlossen ist? Er starrte uns an
und sagte, Mädels, das hättet ihr auch früher

sagen können, jetzt muss ich noch mal runter.

¹⁹⁵ Es war gegen Mittag, war heiß, da sah ihn meine Schwester, Stunden nach seiner Umsiedlung, wie er langsam, unendlich langsam, wie ein kleines Häufchen schwarzen Drecks, unseren Hügel emporkroch, auf dem feldsteingepflaster-

²⁰⁰ ten Weg zwischen den Stachelbeerbüschen. Fasziniert sahen wir ihm zu. Wir waren fest davon überzeugt, dass mein Vater ihn diesmal erschlagen würde, denn das ging zu weit, das war eine Frechheit. Mein Vater war mit seiner

²⁰⁵ Gartenarbeit fertig, er wollte sich waschen und umziehen, er hatte sein Bier beendet und ein weiteres auch noch. Er saß auf der Treppe und wischte

sich den Schweiß ab und war guter Dinge. Der Maulwurf kommt zurück, schrie meine Schwester. Wat, rief mein Vater, er holte die Schaufel und empfing ihn oben an unserem Hügel. Wir hielten die Luft an, in Erwartung von dem Klatsch und dem Ende eines Maulwurflebens. Aber mein

²¹⁵ Vater tat etwas Erstaunliches, er sammelte das Tierchen vorsichtig auf und trug es erneut in den Wald. Wir folgten ihm. Er lief und lief, schließlich verließ er den Weg und erklimmte ein schräg oben am Weg liegendes Wäldchen, hinter dem

²²⁰ es eine Wiese gab, wo wir im Herbst viele Schirmpilze gefunden hatten, da kroch er hin, den kleinen auf der Schaufel, wir folgten ihm immer noch, was für ein Umstand, was für ein Weg! Dann setzte er ihn ab, wischte sich den

²²⁵ Schweiß ab und sagte, so, das schaffta jetzt nicht. Wir liefen zurück zu unserem Haus und unserem Nachmittag mit dem Besuch und dem Kuchen und vergaßen das.

Als der alte Mann sagte, er müsste noch mal runter, hielt ich die Luft an, ich wusste, dass wir

²³⁰ das niemals zulassen durften, dass dann alles verloren wäre. Ich sagte, ich gehe runter, ich hole, was zu holen ist. Er sagte, das geht nicht, du, er duzte uns, weil wir Mädels waren für ihn,

²³⁵ er sagte, du weißt gar nicht, wo.

Ich sagte, sagen Sie es mir, ich finde alles. Er sagte, das ist aber schwer, das schafft ihr nicht. Ich dachte, wieso er dachte, dass er es dann schaffen würde, wenn wir es nicht schaffen

²⁴⁰ konnten. Ich redete und dann war er überzeugt und gab uns Schlüssel für die Kofferchen an seinem Moped. Hinten an seinem Moped waren Kofferchen aus Holz angeschraubt und wir

²⁴⁵ brachten alles hoch, was wir fanden, das war tatsächlich schwer, aber es war das Richtige dabei.

Er machte einen gewaltigen Lärm. Er schlug und bohrte, bis mein ganzes Sicherheitsschloss aus der Tür fiel und ein Loch darin war und die Tür aufging. Das war ein sehr schöner Moment, als ich plötzlich in meiner Wohnung stand, wenn auch sonst noch nicht alles in Ordnung war. Er baute mir ein neues Schloss ein und dann kam er rein, meine Wohnung sah so aus, wie vorher

²⁵⁰ beschrieben, mit der Asche und den Bierflaschen und dem beschmierten Bettzeug. Das konnte ich dann auch nicht mehr ändern.

Ich sagte, es tut mir leid, wie es hier aussieht. Er sagte, ach was. Er zog seine Motorradjacke aus.

²⁶⁰ Er trug ein blau-weiß gestreiftes T-Shirt, und er trug eine Lederhose und einen Schnauzbart und sah insgesamt sehr niedlich aus. Ich räumte ihm etwas Platz am Tisch frei und er setzte sich und machte mir eine Rechnung, die nett war, weil

²⁶⁵ meine Freundin ihm gesagt hatte, sie sei seine Nachbarin und er sollte eine nachbarschaftliche Rechnung schreiben. Das tat er auch. Er wies mich darauf hin, dass er das müsste, eine offizielle Rechnung schreiben, denn er würde mit der

²⁷⁰ Polizei zusammenarbeiten und könnte es sich nicht leisten, auf eine Rechnung zu verzichten. Ich arbeite mit der Polizei zusammen.

Dann trug ich ihm die Sachen runter und ging wieder hoch und war etwas froh. Ich räumte auf

²⁷⁵ und dachte nach und dann klingelte es an der Tür und eine Frau sagte, sie wäre mit ihrem Vater hier und sie hätten meine Tasche.

Es kam ein alter Mann, es war der Tag der alten Männer. Er schob sich mit zitterndem Schritt am

²⁸⁰ Geländer empor, er stand vor mir und sagte nichts. Seine Tochter folgte. Sie war schön. Sie sagte, mein Vater fand ihre Tasche in der Bahn. Sie sagte, er spricht kein Deutsch.

Er lächelte. Er hatte etwas Zerstücktes an sich. Ich fragte mich, warum sie ihn mitbringen musste.

²⁸⁵ Sie erzählte mir alles, wie es war. Dass er meine Tasche zuerst nicht hätte nehmen wollen, weil er niemals fremde Sachen nehmen würde. Sie sagte, er hat sie nicht geöffnet, das hat er nicht gewagt.

²⁹⁰

Er sah zu ihr. Er sah auf den Boden. Sie sagte, es war spät abends und mein Vater kam mit einer

roten Handtasche ins Wohnzimmer, wo sie alle
saßen. Die Mutter, die Schwestern, die ganze
295 türkische Familie. Ein alter grauer Mann mit einer
roten Handtasche. Ich grinste. Sie grinste. Ihr
Vater starrte weiter auf den Boden. Mit ihm war
nicht mehr viel los. Ich gab ihr etwas Geld aus
meinem Portemonnaie und bedankte mich so oft
300 ich konnte und es angemessen war, also ziem-
lich oft, dann gingen sie wieder. Ich sah ihnen
nach, der alte Mann mit unsicherem Schritt, die
kräftige Frau ihn nicht stützend, nur auf ihn war-
tend, sich seinem Tempo anpassend.

305 Meine Wohnung war aufgeräumt, meine Tasche
mit sämtlichem Inhalt war wieder da. Meine
Kinder kamen und alles, die ganze Welt war so in
Ordnung wie am Tag davor, obwohl zwischen-
durch die Welt untergegangen war.

310 Wir Kinder, meine Schwestern und ich, waren
früher immer sehr froh, wenn Besuch kam, es
gab Erdbeerkuchen und meine Eltern saßen mit
den Verwandten auf der Hollywoodschaukel, sie
tranken erst Bier und später dann Schnäp-
315 se. Schnäpschen?

Mein Vater holte das Akkordeon, manchmal
sangen sie und niemand schimpfte mit uns und
es war schön und wir waren glücklich. Es wurde
Abend, lange Schatten legten sich über uns, von
320 Stämmen und zitternden Blättern.

Bubi, wat is dat denn, kiek doch mal, sagte mei-
ne Tante zu meinem Vater, der recht festge-
wachsen in seinem Gartenstuhl hing und glän-
zende Augen hatte und lächelte. Wir wussten
325 schon, was das war, auch wenn das alles un-
glaublich schien. Der Maulwurf kroch mühselig,
Zentimeter für Zentimeter, auf unseren Garten
zu, er zog eine Schleifspur durch den Sand und
sein schwarzes Fell war ganz staubig.

330 Mein Vater starrte auf das kleine Tier, er nickte
ganz langsam mit dem Kopf, ernst, ein bisschen
traurig, er zog an seiner besabberten Pfeife,
dann sagte er, nun lass ick ihn. Wir hatten das
nicht geglaubt und das Glück kroch in uns rein,
335 vor uns Kuchen und Brause und der warme
Abend, der Maulwurf erreichte eines seiner
Löcher, das mein Vater fest getrampelt hatte, er
öffnete es und kroch rein, wie unter eine Decke
und in ein Bett, wo er ausruhen konnte, von
340 seinem Maulwurfsleben, ausruhen in der sanften
Dunkelheit.

Mein Vater saß da, stieß den Rauch aus, zwi-

schen den langen Schatten und fand sich ab.

Monique Schwitter

Goldfischgedächtnis, 2011

Ich bin ihm nachgegangen. Immer wieder. Das erste Mal war ich dreizehn. Ich habe ihn in der Mittagspause an der Uferpromenade gesehen, lachend am Arm einer mir fremden Frau. Er

5 deutete gerade aufs Wasser, als er mich sah. Für einen Moment verschwand das Lachen, er sah mich prüfend an; aber dann, als hätte ich meine Komplizenschaft signalisiert, lachte er sehr über etwas, das die Frau ihm zuflüsterte, und legte
10 den Arm um sie. Wir gingen wie Fremde aneinander vorbei. Mir wurde innerlich kalt, vom Brustkorb bis in die Eingeweide, ein heftiger inwendiger Wintereinbruch mit überfrierender Nässe und Blitzeis.

15 Ich zählte bis zehn und ging ihnen nach, mehrere hundert Meter weit, bis er sich umdrehte. Ich stand still und starrte ihn an. Es war nur ein kurzer Blick, den er mir zuwarf, der nachhaltigte, den ich je auf mich gerichtet fühlte. Dieser
20 Blick war ein schneller, sauberer Schnitt. Verbindung gekappt.

Ich sah ihm nach, ihm und dieser Frau, stand da und sah dem schlendernden Paar tatenlos zu, das sich wie ein leinenloses Schiff weiter und
25 weiter vom Ufer entfernte.

Abends saßen wir gemeinsam am runden Tisch. »Erzähl was«, forderte meine Mutter mich auf. Sie sah traurig aus. Ich unterhielt die Familie beim Essen, weil ich die Stille nicht ertragen
30 konnte. Es waren sehr lustige oder ganz schreckliche Geschichten. Ich erfand sie, manche stimmten im Ansatz, die schmückte ich aus. Entweder war ein Mitschüler in atemberaubender, aber pffiffiger Weise frech gewesen und der
35 Lehrer hatte einen Kreislaufkollaps erlitten, oder der Vater einer Mitschülerin war in einem Boot auf den See hinausgerudert, um sich im Sonnenuntergang zu erschießen, und ich zitierte einen Abschiedsbrief an die Tochter. Meinen Vater sah
40 ich dabei nur verstohlen an. Er war mit den Augen ganz bei den Speisen und mit den Ohren ganz bei den Geschichten. Er aß mit gutem Appetit und nahm lebhaft Anteil, amüsierte sich oder schüttelte bedauernd den Kopf, je nach-
45 dem, was die Geschichten an Zuhörerreaktion verlangten. Aber einen Blick zwischen uns gab es

nicht.

Ich habe oft erzählt, mein Vater sei tot. Aber das stimmt nicht.

50 Mein Vater trinkt. Jeder Mensch trinkt. *Du musst viel trinken* ist der häufigste Rat, den man mir gibt. Mein Vater trinkt viel, aber nichts Heißes. Er verabscheut heiße Getränke. Er trinkt Milch, wenn er Durst hat, und Weinbrand, wenn nicht.
55 Morgens nach dem Duschen zieht er sich einen Anzug an. Dann trinkt er eine Tasse Milch und geht zur Arbeit. Samstags bleibt er da und setzt sich im Anzug in seinen Ledersessel. Mittags trinkt er einen Weinbrand. Dann sagt er: »Ich
60 muss noch mal ins Büro.« Meistens bleibt ein Stuhl beim Abendessen frei, nicht nur samstags. Er kommt spät nachts im Taxi nach Hause.

Ich bin neun Jahre alt. Vor wenigen Tagen hatte ich Erstkommunion. In der Kirche habe ich einen
65 Spruch aufgesagt, den ich im Kommuniionsunterricht auswendig gelernt und Abend für Abend vor dem Einschlafen voller Begeisterung wiederholt habe:

Ich wünsche mir zur Kommunion, dass mein Gott
70 *Vater und sein Sohn beschützen mich mit Segen auf allen meinen Wegen.* Ich habe dabei aus »mein Gott Vater« »Gott mein Vater« und zwei Personen gemacht, Gott und meinen Vater, indem ich gedanklich ein Komma zwischen sie
75 setzte: »Ich wünsche mir zur Kommunion, dass Gott, mein Vater und sein Sohn beschützen mich mit Segen auf allen meinen Wegen.« Meiner großen Schwester gefiel es. »Gut, mache ich«,
80 Vater sagte nichts, gab mir aber einen Kuss und nickte, als mein Patenonkel fragte, ob er stolz auf mich sei.

Ich wache auf. Ich höre dumpfe Schläge, jemand klopft mit einem Hammer auf den Teppichboden.

85 Ich liege und horche. Nein. Es sind meine Eltern, sie kämpfen. Ich weiß, wie das aussieht. Ab und zu höre ich ihre unterdrückten Schreie. Ich bleibe liegen. Meine Schwester hat mir beigebracht: Wenn man ganz still verharrt und leise »ich bin bereit« murmelt, packt einen der Tod, sticht zu und lässt sein Gift eindringen, das sich blitz-

schnell ausbreitet und einen erstarren lässt. Sie habe es schon oft ausprobiert. Beim Versteckenspielen, und wenn sie in der Schule nicht aufgerufen werden wolle. Es habe immer geklappt, sie sei dann unsichtbar. Man dürfe nur nicht vergessen, rechtzeitig »lass mich los« zu rufen. »Ich bin bereit«, flüstere ich. Und schon lähmt es mich, das Gift. Es funktioniert!

100 Sonntags ziehen wir uns alle schön an und fahren mit dem Auto aus. Wir besuchen einen Ausflugsgasthof. Dort gibt es Kindermenüs und Kinderdesserts. Mir ist schlecht. Neben dem Parkplatz gibt es ein Karussell, auf dem mir noch schlechter wird. Dann steigen wir wieder ins Auto. Mein Vater raucht Zigarre. »Anhalten!« soll ich rechtzeitig rufen, bevor ich mich übergebe, erinnert mich meine Mutter jedes Mal beim Einsteigen. Oft regnet es. Ich drücke die Stirn gegen das kühle Fensterglas und sehe den Tropfen beim Zerfließen zu.

Ob diese Geschichte wahr ist, weiß ich nicht, aber ich habe sie so oft gehört, dass ich mir nicht vorstellen kann, sie sei es nicht.

115 An seinem 35. Geburtstag, dem 13. November 1976, besuchte mein Vater zum ersten Mal eine illegale Spielbank, die gelegentlich im Saal eines traditionsreichen, angesehenen Hotels eingerichtet wurde. Er trat an einen Tisch, ließ sich die Regeln erklären, verstand sie nicht ganz und pokerte los.

Als er in die regnerische Sonntagmorgendämmerung stolperte, trug er die dickste Brieftasche über dem Herzen, die er selber je gesehen hatte.

125 Er hatte eine ganze Nacht lang gewonnen, auch ohne die Spielregeln im Detail verstanden zu haben.

Er war noch nicht betrunken genug, um schon nachhause zu fahren. Der Taxifahrer weigerte sich, ihn zu verstehen. »Schreiben Sie die Adresse hier auf den Zettel«, verlangte er. »Frühbar« kritzelte mein Vater, »kenne ich nicht«, antwortete der Taxifahrer, »komm, ich bring dich nach Hause. Wo wohnst du denn?« Mein Vater zog seine Brieftasche aus dem Jackett, öffnete sie und hielt dem Taxifahrer einige Scheine hin. »Frühbar«, wiederholte er. Es war keine Bar, sondern ein Bordell, auch wenn es einen Bereich gab, in dem Getränke ausgeschenkt wurden.

140 Andere Gäste waren nicht da, jedenfalls keine trinkenden. Mein Vater bestellte einen Brandy.

Als er völlig durchnässt zu sich kam, lag er vor dem Etablissement auf dem Trottoir. Ohne Mantel, ohne Uhr, ohne Brieftasche. Seine Brille war zu Bruch gegangen und hing halb auf seiner Nase, halb am Ohr. Er hatte einige Blutergüsse im Bauch- und Rippenbereich sowie im Gesicht.

Er erzählte uns die Geschichte immer wieder, als Warnung, nehme ich an, vor Alkohol, Glücksspiel und Rotlichtmilieu, aber sie bewirkte nichts, weder bei uns Kindern, wir fanden sie spannender und abenteuerlicher als *Robinson Crusoe* und liebten es, sie immer wieder zu hören und jede Einzelheit nachzufragen, noch bei meinem Vater, er trank weiter, pokerte weiter, hurte weiter. Kam frühmorgens im Taxi nach Hause, schwer angeschlagen oft, verletzt, zerfetzt, blau und blutend, legte sich zu meiner großen Schwester ins Bett, weil er wusste, dass meine Mutter ihn dort, aus Rücksicht auf das schlafende Kind, nicht zur Rede stellen würde, stand morgens auf, duschte, zog sich ein frisches Hemd, einen gereinigten Anzug an, lutschte ein Eukalyptusbonbon, um die Alkoholfahne zu überdecken, und erzählte uns die Geschichte von seinem 35. Geburtstag, der schon Jahre zurücklag. Obwohl mir jetzt gerade auffällt, dass meine große Schwester nie dabei war, wenn mein Vater erzählte. Sie hasst meinen Vater. Sie will nicht, dass er sich zu ihr ins Bett legt. Mein Vater stinkt, und er schnarcht. Meine große Schwester wacht auf und versucht ihn rauszuschubsen. Aber mein Vater ist schwer und schläft abgrundtief.

175 *Ich habe oft geträumt, mein Vater sei tot. Darüber bin ich erwacht, schreiend, behaupten Zeugen.*

Ich bin ihm nachgegangen. Immer wieder. Einmal, ich war 15 und arbeitete als Aushilfe in einem Café, das einem alten Ehepaar gehörte, saß er plötzlich an einem der kleinen Marmortische und bestellte ein Glas Milch.

»Bitte geh wieder!« »Ich hätte gerne ein Glas Milch«, wiederholte er.

185 Der alte Besitzer drehte seine Runde und erkundigte sich bei den Gästen, ob alles zu ihrer Zufriedenheit sei.

»Und, wie macht sich meine Tochter?«

190 »Sie sind der Vater?« Die beiden schüttelten sich die Hände, »höflicher könnte sie sein, gerade zu

den Stammkunden, aber sonst ist sie gar nicht so übel«, der Besitzer neigte sich zu meinem Vater: »Hauptsache hübsch, Sie wissen ja«, fügte er zwinkernd hinzu. Mein Vater sah mich kurz
195 von oben bis unten an und nickte fachmännisch. In diesem Moment schloss ich die Hand um den Griff des Küchenmessers.

»Ein Gentleman, dein Vater, ein echter«, raunte der Besitzer mir zu.

200 »Kann ich Feierabend machen?«

»Aber ja, und die Milch geht aufs Haus.« Dann schüttelten sich die beiden die Hände, als bereitete es ihnen größtes Behagen, sie wollten gar nicht mehr aufhören. Ich nutzte das und ging.

205 »Ade! Herr Storrer, Sie rufen mich an, ja?« Mein Vater rief mir etwas Unverständliches nach. Ich betrat die Musikalienhandlung im Haus gegenüber und blätterte ein Notenheft durch, während ich den Eingang des Cafés beobachtete. Mein
210 Vater erschien, blieb stehen, blickte nach links, nach rechts, zögerte, und ging links die Gasse hoch.

Er weiß nicht, wo er hin will. Alle paar Meter bleibt er stehen, sieht sich das Schaufenster
215 einer Apotheke an, eine Leuchtreklame, eine Speisekarte. Einmal steht er da und wendet sich wie ein Bettler den Passanten zu, wortlos, aber mit Mitleid heischendem, dümmlichem Lächeln, wie ich sogar aus der Entfernung erkenne. Ich
220 schäme mich. Ich gehe mit ein paar schnellen Schritten auf ihn zu, packe ihn am Ärmel, als wollte ich ihn verhaften, und bringe ihn nach Hause.

Einmal, Jahre später, sind wir in der Straßenbahn
225 aneinander vorbeigefahren. An einer Haltestelle erblickte ich ihn in der Bahn, die in entgegengesetzter Richtung unterwegs war. Menschen stiegen aus und ein. Er blickte stumpf vor sich hin. Er schien nichts wahrzunehmen. Ich startete
230 ihn durch die beiden Scheiben an und überlegte kurz, die Bahn zu wechseln. Er sah jäh auf und in meine Richtung. Meine Straßenbahn setzte sich in Bewegung. Ich drehte mich auf dem Sitz nach ihm um, aber alles, was ich sehen konnte, war sein Nacken. Der Kopf war nach vorne gekippt,
235 es sah aus, als sei er ganz plötzlich eingnickt. Oder gestorben.

Ich war mir oft sicher, mein Vater sei tot, und dann tauchte er an einer unerwarteten Ecke auf.

240 Seine Haare lichten sich nicht. Allmählich werden sie grau, aber sie scheinen so dicht wie vor zwanzig Jahren. Klein ist er, das ist mir früher nicht aufgefallen. Ich überrage ihn bestimmt in meinen hohen Stiefeln. Er geht herum und er-
245 zählt allen, ich sei seine Tochter. »Dein Vater steht vor der Tür«, sagen meine Kollegen. Sie sind irritiert. »Du, der steht jetzt schon seit zwei Stunden in der Kälte.« »Der ist aber früh dran! Geht ihr gemeinsam essen?« Ich kann ihn durchs
250 Toilettenfenster sehen, wenn ich mich auf die Heizung stelle und steil nach unten blicke. Er hat eine Zeitung unter den Arm geklemmt. Er sieht auf die Uhr. Er wendet sich nach allen Seiten, suchend. Er liest die Schlagzeilen. Er geht zur
255 Portierloge. Ich sehe ihn nicht mehr. Ich wasche mir gründlich die Hände und verlasse die Toilette. Ich hole meinen Mantel, fahre mit dem Lift ins Parterre und wünsche dem Portier einen guten Appetit. Ich setze ein finsternes Gesicht auf,
260 das gleich darauf zerfällt. Mein Vater ist verschwunden.

Es begann, ein halbes Jahr nach meiner Erst-
kommunion, mit einem Verdacht auf Blinddarm-
entzündung, vom Hausarzt geäußert. Meine
265 Mutter kam am frühen Silvestermorgen ins Krankenhaus. Da mein Vater nicht nachhause gekommen war, hinterließ sie im Büro eine Nachricht für ihn sowie einen Zettel auf dem Esstisch, dann brachte sie uns Kinder zu den Nachbarn,
270 mit vor Schmerzen gekrümmtem Rücken und winzigen tappenden Schritten, worüber wir so erschrakten, dass wir lachten. Und endlich ließ sie sich im Krankenwagen abtransportieren.

Abends rief sie bei den Nachbarn an und
275 wünschte uns der Reihe nach ein frohes neues Jahr, und wir schluchzten nacheinander in den Hörer und konnten gar nichts erwidern.

Mit dem Blinddarm wurden zwei Tumore entfernt. Die Ärzte beglückwünschten meine Mutter,
280 sie habe schnell und richtig reagiert. Am 2. Januar erschien mein Vater mit einer jungen Frau, die auf uns aufpassen würde, solange meine Mutter im Krankenhaus war. »Das ist Rebecca.« Und schon war er wieder weg.

285 *Ich habe mir oft vorgestellt, mein Vater sei tot. Manchmal habe ich ihm die letzte Ehre erwiesen, manchmal habe ich ihm auf die starren Lider gespuckt.*

Wir müssen schweigen. Ich bin elf Jahre alt und

290 niemand darf etwas wissen. »Wir sind umgezogen, Punkt«, sagt meine Mutter, sollen wir sagen. Wir sind in eine Mietwohnung in einer anderen Gemeinde gezogen. Weil das Elektrizitätswerk meinen Vater als Kunden bereits kennt,
295 hat es im Keller der neuen Wohnung neben dem Stromzähler einen Kasten anbringen lassen, in den wir Münzen einwerfen müssen, um Strom zu beziehen. Manchmal wird es plötzlich dunkel und die Waschmaschine bleibt stehen. Dann sucht
300 eine von uns die Taschenlampe, eine das Kleingeld, und eine rennt hinunter in den Keller und wirft Münzen nach. Es scheppert laut, wenn die Münzen fallen. Eigentlich sollen wir nur spät-
305 abends Geld nachwerfen, um nicht gesehen zu werden. Dabei hängt der graue Kasten gut sichtbar in der hausöffentlichen Waschküche. Jeder weiß, dass er da hängt, seit wir eingezogen sind. »Niemand hat da zu fragen«, sagt meine Mutter, »wir sind niemandem Auskunft schuldig.«

310 Kurz bevor ich meinen Vater mit der fremden Frau an der Uferpromenade treffe, wird bei der halbjährlichen Vorsorgeuntersuchung im Mastdarm meiner Mutter ein weiterer Tumor gefunden. »Winzig«, sagt meine Mutter, »der ist ruck-
315 zuck raus, ihr werdet sehen.« Sie war zwei Wochen im Krankenhaus. Ich fand es herrlich. Der Essensdienst kam zweimal täglich und lieferte seine Menus ab, die wir noch lauwarm in den Müllsack kippten. Ansonsten ließ man uns in
320 Ruhe. Ich rief meine Mutter morgens und abends um sieben an und berichtete, alles sei in bester Ordnung. Meinen Vater sah ich jeden Morgen, wenn er aus dem Badezimmer kam und sich frische Wäsche aus dem Schrank holte. Einige
325 Male war er abends da, lud uns zum Pizzaessen ein und ließ uns anschließend fernsehen, was und so lange wir wollten. Ich bedauerte, dass meine Mutter aus dem Krankenhaus entlassen wurde, aber als sie wieder da war, sah sie so
330 elend aus, dass ich heulte. Da heulte sie auch, und tröstete mich zugleich. Das funktionierte aber nicht.

Ich komme von der Schule nach Hause. Meine Mutter hat mich morgens gebeten, ihr beim
335 Einkaufen zu helfen. Sie hat mir die Liste diktiert. »Und Joghurt. Nein, warte, kein Joghurt. Aber Obst, schreib: Äpfel.« Dann fiel ihr ein, dass Mittwoch war.

340 »Arbeitest du heute Nachmittag nicht im Café?«
»Nein.« »Wieso nicht?« »Weil der Storrer mich

heute nicht braucht.« »Hast du was angestellt?«

»Lass mich in Ruhe.« Dauernd denkt sie, eine von uns trete in Vaters Fußstapfen, verspiele
345 Geld, betrinke sich heimlich oder gerate in eine Schlägerei. Ich habe keine Lust, sie immer wieder zu beschwichtigen und ihr zu beweisen zu versuchen, dass mein Gewissen rein ist. Jetzt komme ich nach Hause und sie ist nicht da. Es liegt kein Zettel auf dem Esstisch. Ich bin beunruhigt.
350

Mein Vater hatte einen epileptischen Anfall. Er muss zur Beobachtung über Nacht im Krankenhaus bleiben, wohin meine Mutter ihn begleitet hat, so aufgeregt vor Sorge, dass sie ihre Kinder
355 fast vergessen hätte, zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie ruft an und fragt, ob wir alleine zu-
recht kämen. Am nächsten Morgen, nachdem sie ihn abgeholt hat, erklärt sie uns in merkwürdig feierlichem Ton, sie habe mit meinem Vater
360 gesprochen. Es werde nun alles gut. Er werde eine Kur machen. Mein Vater nickt. Dann zieht er sich frisch an und geht los.

*Ich habe mir oft gewünscht, mein Vater sei tot. Aber er lebt. Wo, weiß ich nicht, und wie, mag
365 ich mir nicht vorstellen, aber er lebt, taucht alle paar Jahre auf und tritt gegen mein Leben.*

Einmal ging ich nachts von einer Verabredung zu Fuß nach Hause. Es war Frühling, die Zierkir-
370 schen blühten und ließen die ganze Straße selbst im Dunkeln rosa schimmern. Ich sah ein Paar wie in Zeitlupe auf mich zuwanken. Das Gesicht des Mannes glänzte rosa, das der Frau blieb unsichtbar. Die Frau sang mit tiefer, gurgelnder Stimme eine Art Schlaflied. Der Mann taumelte, sie hielt
375 ihn aufrecht und unterbrach ihren Gesang hin und wieder, um laut aufzulachen. Sie war sehr dick. Dass sie schwarz war, sah ich erst ein paar Schritte weiter, dass sie alt war, ungefähr im
380 selben Moment, wie ich ihn erkannte, meinen Vater. Und schon war er an mir vorbei. So betrunken hatte ich ihn nie zuvor gesehen.

Ich verfolge sie ein paar Schritte lang, überhole dann und stelle mich ihnen in den Weg. Ich sehe
385 meinem Vater in die Augen, suche seinen Blick, aber seine Augen schwimmen, der Blick findet keinen Halt, seine Lider flattern. Er erkennt mich nicht. Ängstlich sieht er aus, plötzlich nimmt er die Hände vors Gesicht. Die schwarze Frau versucht ihn weiterzuziehen, an mir vorbei. Sie
390 redet in einer Sprache auf ihn ein, die ich noch

nie gehört habe. Ich wende mich ab. Hinter mir singt die Frau weiter, und nach einiger Zeit höre ich sie wieder auflachen. Der Gartenzaun neben mir hat eine geknickte Latte. Die breche ich jetzt
395 los, gehe den beiden nach und erschlage ihn. Die Frau lacht auf. Und sie gleich mit dazu. Dann ist Ruh.

Seit ich 17 bin, ist mein Vater tot für mich. In jenem Frühling, kurz vor Ostern, musste meine
400 Mutter wieder operiert werden: Es war bereits der dritte Rückfall in dreieinhalb Jahren, aber sie hatte Heilungschancen, »unbedingt, die Chance besteht«, sagte der Onkologe im Gespräch mit uns *Angehörigen*. Als ich das Abendbrot zubereitete, klingelte das Telefon. »Ich bin nicht da«, fuhr mein Vater mich an. Er saß im Bademantel mit einem Glas Brandy im Ledersessel, machte eine verächtliche Handbewegung und zischte:
405 »Idioten.« Ich meldete mich mit Vor- und Nachnamen. Ein Herr Zweifel entschuldigte sich sehr für die Störung »in dieser schweren Situation«. Es täte ihm unglaublich leid, auch wenn er meine Frau Mutter nicht persönlich gekannt habe.
415 »Wieso«, fragte ich entsetzt, »was ist mit meiner Mutter?« »Ja, äh, ja, mein herzliches Beileid. Bitte, kann ich kurz Ihren Vater sprechen?«

»Sind Sie vom Krankenhaus?« »Nein, ich habe geschäftlich mit Ihrem Vater zu tun.« »Er ist nicht da.« »Das kann ich schwer glauben. Bitte
420 sehen Sie einmal nach.« »Er ist nicht da!« »Hören Sie, in seinem eigenen Interesse rate ich ihm dringend – « Ich legte auf. Mein Vater wollte nicht einmal seinen Namen wissen. »Du erzählst den Leuten, Mami sei gestorben?« »Dummes Zeug. Lasst mich endlich in
425 Ruhe, alle miteinander.«

Mein Vater ist in seinem Ledersessel eingeschlafen. Er zuckt im Schlaf wie die kranke Bulldogge der Nachbarn unter uns, die nachmittags auf
430 dem Balkon schläft. Aus dem Glas in seiner schlaffen Hand rinnt der Weinbrand auf den Boden. Sein Bademantel klafft auf, ich sehe seinen kurzen, dicken Schwanz, der sich dunkel vom weißen Frotteestoff abhebt, und schaffe es kaum, so angewidert ich auch bin, meinen Blick abzuwenden.
435

Am nächsten Tag tauchte er ab. Verschwand einfach, von jetzt auf gleich, und ließ sich nicht mehr blicken, auch im Krankenhaus nicht. Doch,
440 einmal, da brachte er ihr eine Schachtel Pralinen.

Die stand dann rot und glänzend auf ihrem Nachttisch. Sie wollte nicht darüber sprechen, sie war erregt und durcheinander. Zur Urnenbeisetzung kam er nicht. Als ich noch klein war und ihm bestürzt mitteilte, er werde irgendwann
445 sterben, denn das hatte meine Schwester mir gerade beigebracht, sagte mein Vater zu mir: »Man muss loslassen können, auch Menschen, die sieht man dann nie wieder.« Ich dachte oft an den Satz, auch auf dem Friedhof, und daran, dass ich antwortete:

»Ich nicht.« »Doch, auch du.« »Und du, Papi?« »Ja, ich auch. Es ist gar nicht schwer, du wirst sehen.«

445 Meine Kollegen haben mich nicht gewarnt. Ich wünsche dem Portier einen guten Appetit und lächle über sein Kompliment für meinen neuen Haarschnitt. »Frühlingsfrisur«, sage ich und winke im Vorbeigehen. Und sehe ihn. Er stellt sich mir in den Weg. »Hallo.« Seine Stimme klingt
460 leiser als früher. Ich will weitergehen, er packt mich am Ärmel: »Ich will nur mit dir reden.«

Jenny Erpenbeck

Im Halbschatten meines Schädels, Tand, 2003

Das Zimmer, in das er mich gebracht hat, ist mit dicken Teppichen ausgelegt, wenn ich laufen könnte, man würde es nicht hören. Die Tür hat er nur angelehnt, wenn ich laufen könnte, könnte ich das Zimmer verlassen. Gestern hat er mir mit seiner Zigarette die Fußsohlen verbrannt.

Seine Frau bringt mir Tee. Fleckig sei sie, seine Frau, hat er zu mir gesagt, wie eine geschlagene Frau, dabei habe er sie nie geschlagen. Wie kann das nur sein, daß du so schwach geworden bist?, fragt sie mich. Sie setzt sich auf die Kante meines Bettes und hält die Untertasse, während ich trinke. Ich weiß es nicht, antworte ich ihr, es war vielleicht einfach Überanstrengung. Wenn du viel liegst, wird es besser werden. Ja, sage ich, und trinke. Wie findest du mein Kleid?, fragt sie. Die Farbe gefällt mir nicht, du siehst darin so ernst aus. Du bist wenigstens ehrlich, sagt sie. Wenn ich ihn frage, sagt er immer, klar kannst du so gehen, aber er schaut gar nicht auf, er sieht gar nicht, was ich an habe, er sagt nur: Klar kannst du so gehen.

Ich liege in meinem Bett und höre. Ich höre, wie mein Geliebter sich rasiert, ich höre, wie die Frau ihm etwas zuruft, höre, wie jemand ein Fenster schließt, höre reden, höre, wie die Tür zufällt.

Gottvater löst eben seine Hand von der Hand Adams, er entläßt seine Schöpfung, seinen ersten Menschen, er läßt ihn fliegen. Und was meinst du – wie kann es dann sein, daß im Rücken des Gottes schon eine Frau zu sehen ist?, fragt mich mein Geliebter. Das wird wohl die Idee von Eva sein, sage ich, der Plan für Eva. Du bist wirklich ein kluges Mädchen, sagt mein Geliebter und streicht mir über den Kopf, für solche Dinge hat meine Frau nie einen Sinn gehabt.

Die Tür ist nur angelehnt. Ich höre von ferne reden. Neben dem Zimmer, in dem ich liege, ist ein leeres Zimmer, ein Durchgangszimmer, in dem abends nie Licht gemacht wird, weil niemand es je benutzt, es steht voll schöner Möbel, voller Tischchen und Tische, voller Kanapees und Sessel, auf denen nie jemand sitzt, es ist dunkel. Am anderen Ufer dieser Dunkelheit liegt das Arbeitszimmer meines Geliebten. Ein Fädchen

Licht dringt von dort, über das leere Zimmer hinweg, bis zu mir, zu der Tür meines Zimmers, die nur angelehnt ist. Wenn ich fliegen könnte.

Wir fallen, wir stürzen, ich halte mich fest an meinem Geliebten, er hält mich, in die Tiefe, er hält mich am Hals, nein, er greift die Kette, die um meinen Hals liegt, wir fallen, er reißt an der Kette, wir stürzen, er will sie mir vom Hals reißen, die Kette, er reißt sie ab, ich stürze, ich allein, ins Wasser, ins Wasser.

Weißt du, sagt er, es ist mir zum ersten Mal so gegangen, als ich ein Kind war. Ich saß beim Zahnarzt, und nebenan war ein zweiter Behandlungsraum. Ich habe den Bohrer nebenan gehört und dann plötzlich das Schreien eines Mädchens. Da ist mir zum ersten Mal heiß geworden, weißt du. Es hat mit Unschuld zu tun, sagt er.

Ach, sagt die Frau zu mir, wenn ich dich sehe, sehe ich mich in meiner Jugend. Wie habt ihr euch kennengelernt? Beim Studium, sagt sie. Er war so alt wie ich, aber er hat uns damals schon unterrichtet. Manchmal frage ich mich, sagt sie, ob in mir überhaupt irgend etwas drin wäre, wenn ich nicht von ihm gelernt hätte. Er hat mich immer gezwungen, mich zu erinnern. Wenn man all das aus mir herausnehmen würde, ich glaube, ich müßte zusammenfallen wie eine leere Hülle. Sie nimmt mir die Teetasse ab, steht auf und geht aus dem Zimmer, ich höre ihre Schritte, höre, wie sie das dunkle Wasser des Raumes, der neben meinem liegt, achtsam überquert, auf dem schmalen Streif Licht balanciert sie zurück in den bewohnten Teil ihrer Behausung.

Was soll ich ihr schenken, was meinst du? Was hat sie sich denn gewünscht? Eine Perlenkette. Dann schenk ihr eine Perlenkette. Aber Perlen zu schenken, bringt Unglück. Ach was, sage ich, wenn sie es sich gewünscht hat. Er steht neben meinem Bett und zieht langsam die Decke von mir ab. Hält sie an einem Ende und zieht sie langsam von mir ab. Zum Vorschein kommt mein weißes, frierendes Fleisch. Er steht neben meinem Körper, sieht auf mich hinunter und sagt: Du siehst aus, als wenn der liebe Gott seinen Engeln ein Beispiel hätte geben wollen. Schaut

einmal her, hat er zu seinen Engeln gesagt, so muß eine Frau aussehen! Warum sagst du deiner
95 Frau nicht die Wahrheit, frage ich ihn. Er antwortet nicht, er lächelt, und indem er lächelt, bläst er seinen Atem durch die Nase hinaus, das ist das einzige, was ich höre, diesen Wind, der durch seine Nase hindurchgeht, als sei mein
100 Geliebter etwas Unbewegtes, in dem sich der Wind fängt.

Meinst du, daß er eine Geliebte hat, fragt mich die Frau. Woher soll ich das wissen, sage ich, und setze die Lippen an die blaueädrerte Tasse, die sie mir gebracht hat. Das Schöne an dir ist,
105 sagt die Frau, daß du so hell bist. Du bist der helle Kern dieser Wohnung, alles war abgefressen, und dann bist du gekommen, dann ist der Kern zum Vorschein gekommen. Sie nimmt mir die Tasse aus der Hand und stellt sie ab. Dann beugt sie sich über mich und dringt mit der Zunge in das Innere meines Mundes. Als sie unsere Höhlen wieder voneinander scheidet,
110 sagt sie: Innen bist du dunkel wie andre, aber von außen bist du so hell, daß man blind werden könnte. Wirst du ihm davon erzählen?, frage ich sie. Aber nein, antwortet sie, Geheimnisse wollen gehütet sein.

An einem Berghang, an dem die Steine aus der Erde herausstehen wie Knochen aus einer abgewetzten Haut, sehe ich einen schweigsamen Hirten die Herde der Geheimnisse weiden. Der Hirte steht und wacht unbeweglich, die vernarbten Fußsohlen an die Erde geschmiedet.
120

Ich höre Schritte, ich höre Klirren von Geschirr, ich höre Türen schlagen und höre Musik, Lachen und Reden, Türen schlagen und Rufen, ich höre, wie alle Geräusche kleiner werden, höre, wie es Nacht wird, ich höre die Stille.
125

Sieh, sagt der Mann, und hält mir ein hölzernes Kästchen hin. Ich klappe den Deckel auf und sehe zwei Zigarettenkippen und eine zerrissene Halskette. Was ist das, frage ich. Du mußt dich erinnern, sagt der Mann. Ich erinnere mich nicht,
130 sage ich, ich sehe zwei Zigarettenkippen und eine zerrissene Halskette.
135

Das ist unsere Geschichte, sagt der Mann. Ich erinnere mich nicht, sage ich, und lasse die Augen zufallen. Jetzt kann ich sehen, wie alles,
140 an das ich mich erinnern müßte, in meinem Kopf herumschwimmt, Meeresstaub und Fetzen von Algen, Holz und abgestorbene Schalen, all das ist

hineingespült worden, eine Zeitlang schwimmt es im Halbschatten meines Schädels, dann
145 kommt die Flut und trägt es wieder hinaus, an den Tag.

Hier, iß was, sagt die Frau, und steckt mir ein triefendes Stück Ente in den Mund. Ist mir gelungen, diesmal, sagt sie. Was hat er dir denn geschenkt, frage ich. Eine Perlenkette, sieh mal,
150 sagt sie, und weist mir ihre braungefleckte Haut, an die eine Kette schlägt. Perlen bringen Unglück. Ach was, sagt sie.

Es ist die Wehrlosigkeit, die mich erregt, sagt
155 mein Geliebter zu mir. Der Gedanke, daß ich mit dir machen könnte, was ich will. Er sitzt, die Bettdecke auf dem Schoß, die er von mir abgezogen hat, und blickt lächelnd auf meine glänzende Öffnung. Du kannst mich warten lassen.
160 Ja, ich kann dich warten lassen, sagt er. Es ist ein geladenes Warten, sagt er, ein mit allem, was geschehen könnte, geladenes Warten. Ist das Warten besser, als wenn etwas geschieht?, frage ich. Die Gedanken sind das Radikalste, was
165 geschehen kann, antwortet er, er küßt mich auf die Stirn, steht auf und legt die Bettdecke auf einen Stuhl, der in der anderen Ecke des Zimmers steht, für mich unerreichbar, er wendet mir seinen schmalen Rücken und geht hinaus.

Mein Bett steht hoch oben, mich schwindelt, mein Bett ist eine Insel, ein besudeltes Nest auf dem Felsen, die Sonne brennt mir die Augen aus, ich fasse den Stein, der mein Bett ist, ringsum nur Himmel, mich schwindelt.
170

Als meine Haut so kalt geworden ist, daß sie blauschimmert wie Milch, stehe ich auf. Ich stehe auf und gehe zu dem Stuhl, der in der anderen Ecke des Zimmers steht, die Teppiche, über die ich
175 gehe, sind so weich, daß mein Gehen kein Geräusch macht. Ich hole mir die Decke. Ich gehe zurück ins Bett und dekke mich zu.
180

Du bist aufgestanden, sagt er mitten in meinen Schlaf hinein. Ja, sage ich. Du hast ein schlechtes Gedächtnis, sagt er. Wieso?, sage ich und winke ihn heran, ich will ihn küssen. Du hast
185 vergessen, daß du nicht gehen kannst. Küß mich, sage ich. Du bist so vergeblich, meine Kleine, sagt er, ohne sich von der Stelle zu bewegen, ohne den Blick von mir zu wenden, und steckt sich eine Zigarette zwischen die Lippen. Da hört man ein kurzes schleifendes Geräusch, ein Flämmchen flackert auf, eine braungefleckte

Hand hält meinem Geliebten ein Streichholz hin.
In den Augen meines Geliebten zuckt das Spie-
¹⁹⁵ gelbild der Flamme, sein Blick trifft auf den Blick
seiner Frau.

Entschuldigen Sie, sage ich zu der Frau. Du mußt
dich nicht entschuldigen, kleine Schwindlerin,
sagt die Frau, ohne mich anzusehen, es ist gut,
²⁰⁰ daß du da bist. Zum ersten Mal sehe ich ihr
Profil. Ich sehe: Wie gemeißelt ist dieses Profil,
alles fest, die Linien brennen in meinen Augen.
Und jetzt weiß ich: Sie muß keine Angst haben,
aus diesem Gefäß kann niemals mehr jemand
²⁰⁵ etwas herausnehmen.